

Jüdisches Magazin für Politik und Kultur

NR. 91 · (1/2023) Nisan 5783 · € 7 · www.nunu.at

nunu

Dossier: 75 Jahre Israel
Eine Erfolgsgeschichte

Stimme aus Israel:
Unterwegs mit der Sopranistin Shira Patchornik



Mein Blick auf Wien gibt dir 1.000 Einblicke.

Ich bin ivie. Mit mir kannst du alle Geheimtipps Wiens kennenlernen. Hunderte spannende Orte warten darauf, von dir entdeckt zu werden.

Denn eines ist sicher:
ich habe viel zu erzählen.



Jetzt gratis downloaden



Deine offizielle
City Guide App

ivie.wien.info



VON DANIELLE SPERA
HERAUSGEBERIN



VON ANDREA SCHURIAN
CHEFREDAKTEURIN

Zwischen Freude und Schmerz

75 Jahre Israel. Was für eine Erfolgsgeschichte. Eine Geschichte, die unsere Familien mitgeschrieben haben. Eine Geschichte, auf die wir alle zurecht selbstbewusst blicken können. Ein scheinbar unfruchtbares Land, das unter unglaublichem Einsatz zum Erblühen gebracht wurde, von Menschen, die alles andere als Bauern oder in landwirtschaftlichen Gepflogenheiten firm waren. Der Aufbau des Landes wurde getragen von Menschen, die in ihren Herkunftsländern wesentliche Säulen des intellektuellen Lebens darstellten, ihre Heimat verlassen mussten und unter herausfordernden Umständen ein Land von Null auf entwickelten. Immer wenn ich Bilder von Palästina im frühen 20. Jahrhundert betrachte, kann ich kaum glauben, was sich daraus entwickelt hat. Eine karge Wüstenlandschaft wurde zu einem Musterprojekt für Aufforstung.

Israel ist heute auch der führende Staat beim Thema Digitalisierung und hat sich durch gewaltige Investitionen in den Bildungssektor zum wichtigsten Technologiestandort in den verschiedensten Disziplinen entwickelt. Kein anderes Land der Welt bringt so viele Erfindungen hervor. Gleichzeitig schmerzt es, die Berichterstattung über Israel zu verfolgen. Vor meinem letzten Israel-Aufenthalt Mitte Februar wurden sieben Israelis vor einer Synagoge und auf der Straße ermordet, während meines Aufenthalts fuhr ein palästinensischer Attentäter in eine Busstation, Kinder und Erwachsene, die auf den Autobus in Jerusalem warteten, wurden getötet. Während ich diese Zeilen schreibe, wurden zwei junge Männer in ihrem Auto von Palästinensern erschossen, wenig später ein amerikanischer Studienkollege meines Sohnes, der zu Besuch bei einer Hochzeit war. Israel beantwortet diese Terrorakte mit Härte.

Seit der Staatsgründung stehen Terror und Kriege auf der Tagesordnung. Dies führe ich auch als Argument ins Treffen, wenn ich in einer Konversation Urteile über Israel höre. Ich rate dann meinen Gesprächspartnerinnen oder -partnern, selbst das Land eine Zeit lang zu bereisen oder dort zu leben und sich dann ein Urteil zu bilden. Wie sich die derzeitige politische Lage abbildet, können Sie in unserer Geburtstagsausgabe lesen.

Zur Qualität von *NU* gehört auch, dass in unserem Magazin ein vielfältiges Meinungsspektrum abgebildet wird. Auch wenn wir dort wie da in einer herausfordernden Zeit leben, gilt es sich den positiven Blick auf das Leben zu bewahren. In diesen Tagen feiern wir Pessach und erinnern daran, dass wir aus einer schwierigen Situation befreit wurden. In diesem Sinn wünsche ich Ihnen ein koscheres und fröhliches Pessachfest.

Neid der Witzlosen

Als ich mit Mann und Kindern erstmals nach Israel reiste, verliebten wir uns knallfall in dieses Land, vor allem in Tel Aviv und dessen Weiße Stadt. Jede Mauerritze in diesem UNESCO-Welterbe gibt Zeugnis von dem Gründergeist, mit dem das kleine Land aufgebaut und zur einzigen Demokratie des Nahen Ostens entwickelt wurde. Diesem Sehnsuchts- und Zufluchtsort für Jüdinnen und Juden aus aller Welt, der am 14. Mai seinen 75. Geburtstag feiert, ist unser Dossier gewidmet: wie immer mit allerhand Widerhaken und Anregungen für Diskussionen und Kontroversen. Diskutieren Sie mit uns! *NU*-Herausgeberin Danielle Spera hat in Israel der Verleihung österreichischer Staatsbürgerschaften an Holocaust-Überlebende bzw. deren Hinterbliebene beigewohnt: bewegende Momente.

Dass der Vollblutjournalist Karl Pfeifer, der im November 1947 in Jerusalem den Teilungsbeschluss der Vereinten Nationen miterlebte und für die Unabhängigkeit des Landes kämpfte, dieses Jubiläum nicht mehr erlebt hat, finde ich besonders betrüblich. In memoriam dürfen wir seinen Artikel *Für Herzls Visionen* veröffentlichen, herzlichen Dank an seine Witwe Dagmar Pfeifer. Danken möchte ich auch Ouriel Morgensztern für seine Israel-Impressionen - und ihm zu seiner Museumsausstellung im Mark Rothko Art Center im lettischen Daugavpils gratulieren. Von ihm stammen auch die Fotos der israelischen Sopranistin Shira Patchornik, mit der René Wachtel unterwegs war.

Wahlen haben weitreichende Folgen: in Israel, aber auch in der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien, wie Mark E. Napadenski analysiert.

Und ja, ich frage für einen Freund: Was ist eigentlich Philosemitismus? Eine den Juden, dem Judentum oder seinen Kulturleistungen gegenüber wohlgesinnte Haltung? Oder eine zweifelhafte Zuneigung? Müssen Juden fürchten, von Philosemiten zu Tode geküsst zu werden? Gibt es, vergleichbar mit Philosemitismus, nicht auch Frankophilie, Italianità, Britannismus oder Begeisterung für den American Way of Life? Wodurch unterscheidet sich die jiddische Mamme von der italienischen Mamma? Fragen über Fragen, Antworten darauf bleibt die Ausstellung *100 Missverständnisse über und unter Juden* im Jüdischen Museum Wien leider schuldig. Ob der Wortwitz von Ronni Sinai und Nathan Spasić, die sich in ihrem „Vorletzten Wort“ um eine Klärung dieser Fragen redlich bemühen, typisch jüdisch ist, ist nach dem Ausstellungsbesuch nicht klar. Eventuell resultiert die Aberkennung spezifisch jüdischer Humorbegeisterung nur aus dem Neid der Witzlosen?

Ich wünsche fröhliche Festtage. Chag Pessach Sameach!

Aktuell

Weniger Prozente, mehr Mandate

Die Israelitische Kultusgemeinde hat ihren alten zum neuen Präsidenten gewählt. Eine Nachbetrachtung über Zahlen und Koppelungen.

Von *Mark E. Napadenski*

Seite 6

„Antisemitismus gehört nicht bunt dekoriert“

Victoria Borochoy ist die erste bucharische Präsidentin der Jüdischen Österreichischen Hochschüler:innen. Ein Gespräch über junges jüdisches Leben und Zugehörigkeiten.

Von *Mark E. Napadenski*

Seite 8

Dossier: 75 Jahre Israel

Durch die Zeiten

Wegweisende Wendepunkte: Die Geschichte Israels von der ersten Alijah bis zur Gegenwart.

Seite 12

Ouriel Morgenszterns Israel-Impressionen

Seite 16

Happy Birthday, Israel!

Die 75-jährige Geschichte Israels ist auch die Geschichte großer wirtschaftlicher Erfolge.

Von *Martin Engelberg*

Seite 20

Für Herzls Vision

Der österreichische Journalist erlebte in Jerusalem den Teilungsbeschluss der Vereinten Nationen 1947 und kämpfte bei der Palmach für die Unabhängigkeit des Landes.

Von *Karl Pfeifer*

Seite 22

Von Träumen und Tänzen

Eine kleine Auswahl meiner Begegnungen mit Israelis aus mehreren Jahrzehnten.

Von *Otmar Lahodynsky*

Seite 26

Regierung 1: Größte Krise Israels?

Kommentar von *Martin Engelberg*

Seite 28

Regierung 2: Die Revanche der Provisorien

Kommentar von *Eric Frey*

Seite 29

Mein anderes Vaterland

Wenn es um Israel geht, bin ich befangen. Doch ich weiß um meine Befangenheit Bescheid.

Von *Esther Schapira*

Seite 31

Angespanntes Verhältnis

Der israelische Diplomat Daniel Aschheim widmet sich in „Kreisky, Israel and Jewish Identity“ der Biografie des österreichischen Langzeitkanzlers.

Von *Michael J. Reinprecht*

Seite 32

Zufluchtsort Israel

Die Geschichte (m)einer Einbürgerung.

Von *Nathan Spasić*

Seite 34

Regierung 3: Fast ein Wunder

Die Regierung unter Benjamin Netanyahu will die Macht des Obersten Gerichtshofs einschränken. Doch in Israel ist es um die Demokratie besser bestellt als befürchtet.

Von *Theodor Much*

Seite 35

Hör mal zu!

Die Anthologie „Konsens Dissens“ versammelt ein breites Spektrum an Beiträgen über innerjüdische und israelische Debatten.

Von *Michael Pekler*

Seite 37

Gemeinsame Stärke und Kraft

Bei der Überreichung der österreichischen Staatsbürgerschaft an die Nachkommen von NS-Opfern gibt es immer wieder Überraschungen. Mit einer in Israel lebenden zwölfköpfigen Familie sogar ein große.

Von *Danielle Spera*

Seite 40

„Wir müssen uns zu unserer Geschichte bekennen“

Nikolaus Lutterotti, österreichischer Botschafter in Israel, über die Beziehungen zwischen den Ländern, den Nahost-Friedensprozess und israelische Fahnen im österreichischen Fansektor.

Von *Danielle Spera*

Seite 42

Die Karriere eines Taxifahrers

Mit drei Jahren kam ich in Wien an. Also eigentlich zuerst mit dem Schiff in Triest und erst dann mit dem Zug in Wien. Aber in Wien sollte ich bleiben.

Von *Harry Bergmann*

Seite 44

Faszinierende Vielfalt

Wer zum ersten Mal nach Israel reist, ist überrascht, dass die Bilder im Kopf mit der Lebenswirklichkeit wenig zu tun haben. Ein persönlicher Reisebericht.

Von *Theresa Absolon*

Seite 49

Gefährliche Camouflage

Nach zweitausend Jahren Ausgrenzung und Verfolgung erlaubt Israel eine genuin jüdische Lebensweise. Daher ist Israel der Stachel im modernen antisemitischen Geist.

Von *Monika Schwarz-Friesel*

Seite 50

Die Stimmen der anderen

Palästinensische Stimmen, die eine andere Erfahrung vermitteln: Drei Bücher, die den Nahost-Konflikt auf berührende Weise aus palästinensischer Perspektive näherbringen.

Von *Eric Frey*

Seite 52

Unterwegs mit

Shira Patchornik

Stimmgewaltig und selbstbewusst: Die 30-jährige israelische Sopranistin ist auf dem Sprung zur ganz großen Karriere.

Von *René Wachtel* (Text) und *Ouriel Morgensztern* (Fotos)

Seite 54

Kultur

Strich für Strich

Der deutsche Zeichner Dietmar Reinhard widmet sich mit den Mitteln des Comics dem Leben und Sterben in Auschwitz.

Von *Martin Reiterer*

Seite 57

„Kann man etwas erinnern, das man nicht erlebt hat?“

Die britische Regisseurin Lily Sykes inszeniert am Akademietheater Yasmin Rezas „Serge“. Ein Gespräch über Gedenktortismus, Erinnerungskultur und die Kunst, im Augenblick des Schreckens lachen zu können.

Von *Andrea Schurian*

Seite 59

Die Fähigkeiten der Überlebenskunst

Der jüdische Schriftsteller Albert Drach (1902–1995) gilt als einer der radikalsten Vertreter österreichischer Nachkriegsliteratur. Eine Würdigung.

Von *Ronald Pohl*

Seite 61

Verkitschung von Befindlichkeiten

Kommentar von *Andrea Schurian*

Seite 63

Ein Streiter für den Frieden

Mit seiner Biografie über Heinrich Glücksmann holt Gerhard Friedrich den Förderer Schnitzlers und Zweigs aus dem Nebel des Vergessens.

Von *Michael J. Reinprecht*

Seite 64

Lebensgeschichten

Paulus Mankers Alma-Biografie und Tom Segevs Autobiografie: zwei Leseempfehlungen

Von *Gregor Auenhammer*

Seite 66

Das vorletzte Wort

Verstehen oder Glauben

Ronni Sinai und *Nathan Spasić* diskutieren unmissverständlich verständnisvoll diverse Missverständnisse über und unter Juden.

Seite 67

Rabbinische Weisheiten

Israel geht mich etwas an

Von *Paul Chaim Eisenberg*

Seite 68

© KLUGER ZOLTAN/GPO



Ein Grund zum Feiern: David Ben-Gurion bei der Verlesung der Unabhängigkeitserklärung Israels in Tel Aviv, 1948. Ein Dossier zum Thema „75 Jahre Israel“ lesen Sie ab S. 11.



Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Nächste Ausgabe: Juni 2023.
Auflage: 4.700

TITELBILD:
© Ouriel Morgensztern

Kontakt
Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

Bankverbindung
IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
BIC: BKAUATWW

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert?
Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 25,-
Europäische Union: Euro 28,-
Außerhalb der EU: Euro 32,-

Abo-Service, Vertrieb & Anzeigen
Theresa Absolon
theresa.absolon@nunu.at

Weniger Prozente, mehr Mandate

© GERD EICHMAN/CC BY-SA 4.0



Weißwäher ist trotz diverser Skandalchen weder Lösung noch Signal, auch wenn das Ergebnis der IKG-Wahlen kaum Veränderung bedeutet.

Gewählt wurde in der Israelitischen Kultusgemeinde bereits Ende November, das Ergebnis ist seit geraumer Zeit bekannt. Eine Nachbetrachtung über Zahlen und Koppelungen.

VON MARK E. NAPADENSKI

Vorweggesagt: Die IKG-Wahl 2022 hat nach Jahren der politischen Krisen in Österreich zumindest im Mikrokosmos der Israelitischen Kultusgemeinde für kaum Veränderung gesorgt. Gewählt wurde bereits Ende November, das Resultat manifestiert einen klaren Sieg für ATID, die Partei des Alt- und Neo-IKG-Präsidenten Oskar Deutsch. Trotz minimaler Verluste konnte sich ATID über der 31-Prozent-Marke und die Zahl der Mandate halten. Mandatszuwächse gab es hingegen beim VBJ Sefardim und Kehille, während die Parteien Chaj und Kahl Israel jeweils ein Mandat abgaben.

Interessant ist die genauere Betrachtung dieser Zahlen: So konnten nur zwei Parteien einen Zuwachs an Wählerstimmen verzeichnen, wobei

dieser beim Bund sozialdemokratischer Juden – Avoda mit 0,09 Prozent äußerst marginal ist und für kein Extramandat ausreicht. Einziger wirklicher Wahlsieger ist das Team um Yaakov Frenkel: Kehille wurde von den Wählern mit mehr als fünf Prozent Zuwachs (von 11,68 auf 16,87 Prozent) und einem zusätzlichen Mandat belohnt und hat nun im Kultusvorstand vier statt bisher drei Sitze. Insgesamt gibt es 23 Mandate.

Grundsätzlich gilt bei Wahlen: Wer Prozente gewinnt, bekommt auch mehr Mandate. Oder? Dieser These widersprechen allerdings Bewegungen nach dem Ergebnis vom VBJ Sefardim. Sie haben nämlich trotz des zwar geringen Verlusts von 0,86 Prozent der Stimmen dennoch ein Mandat dazu-

gewinnen können. Grund dafür sind vermutlich die Koppelungsverträge, die beinahe alle Parteien miteinander geschlossen haben. Darunter fallen ATID, VBJ, Kehille, VGJ, Khal Israel und Avoda. Wer eine dieser Parteien ankreuzt, wählt alle anderen Parteien der Koppelung mit. Eben alle außer Chaj – Jüdisches Leben. Die Oppositionspartei musste daher einen ihrer beiden Sitze an die Großkoalition abgeben und liegt mittlerweile bei nur mehr einem Mandat.

Es ist bereits die dritte Wahl, zu der die Partei angetreten ist, die sich selbst als Gegengewicht zu der Koppelkoalition sieht. Hatte Chaj 2012 noch drei Sitze, so musste die Partei schon 2017 und nun auch 2022 Verluste verzeichnen. Anscheinend liegen Religiosität und Einigkeit vor Kritik und oppositioneller Politik. So ist es bezeichnend, dass gerade der ehemalige Block Religiöser Juden, der sich bereits 2017 zu Kehille unbenannt hat, die meisten Stimmen dazugewinnen konnte. Die Partei sieht sich selbst als Brückenbauer zwischen religiösen und säkularen Teilen der Gemeinde.

Koppelungen

Für außenstehende Personen mögen die Koppelungen einen befremdlichen Eindruck machen, sie sind allerdings eine gängige Praxis innerhalb der IKG. Wie genau sie aber funktio-

nieren, ist selbst vielen Gemeindemitgliedern nicht bewusst. Kurz gesagt: Koppelungen sind Verträge, durch die Wählerstimmen anders (um)verteilt werden können. Auf der Website der IKG ist folgende Erklärung zu finden: „Jede wahlwerbende Liste kann sich mit anderen Listen verbinden, was vor der Wahl verlautbart wird. Dies hat bei der Mandatsvergabe zur Folge, dass die gekoppelten Listen nach Bestimmung der Wahlzahl bei der Mandatsverteilung als Einheit betrachtet werden und dadurch die Anzahl der nicht berücksichtigten Reststimmen möglichst geringgehalten wird. Innerhalb der Koppelung wird in einem weiteren Schritt eine eigene Wahlzahl ermittelt, anhand derer die der Koppelung zustehende Mandate auf die Listen verteilt werden.“

Wer nun auf den Geschmack gekommen ist und über das System Koppelung mehr wissen möchte, kann sich im Statut der IKG unter Paragraf 183 informieren.

Stabilität

Das Wahlergebnis ließ zudem auf eine erwartbare Besetzung des Präsidiums durch den Kultusvorstand schließen. Oskar Deutsch wurde mit 22 von 23 Stimmen zum dritten Mal in Folge wiedergewählt. Sein neuer Vize, Michael Galibov vom Verein Bucharischer Juden, bekam ebenfalls 22 Stim-

men. Alt- und Neo-Vizepräsidentin Claudia Prutscher von ATID bekam gar 23 von 23 Stimmen.

Die vermeintliche Einigkeit hat aber zuletzt für widersprüchliche Resonanzen innerhalb der Israelitischen Kultusgemeinde gesorgt. Alles hinter verdeckter Hand, versteht sich. Dennoch scheint das Amt des Präsidenten in festen Händen zu liegen – und das sogar relativ erfolgreich. Zwar hat ATID bei der Wahl 2012 fast zehn Prozentpunkte und drei Mandate verloren, nun, zehn Jahre später, konnte Deutsch wieder einen Platz zurückergattern.

Trotz unterschiedlicher Krisen und einer generell politisch turbulenten Amtszeit scheint die Konstellation „alle mit allen und keiner mit Chaj“ seit zehn Jahren sehr stabil und überaus beliebt zu sein. Zwar gab es kleinere Skandälchen: Wir erinnern an den Impf-Fauxpas, der sogar für landesweite Schlagzeilen sorgte. Abseits dessen hat die IKG-Führung aber während der gesamten Coronakrise durchwegs gut und schnell den Mitgliedern der Gemeinde geholfen. Hier konnte relative Einigkeit und Resilienz bewiesen werden. Somit bedeutet das Ergebnis konstante „kaum Veränderung“, die vielleicht durch ihren erwartbaren Charakter den gewöhnlichen Wahnsinn erst genießbar macht.

Daten

Wahlberechtigte Mitglieder: 5490
Abgegebene Stimmen: 3320
Gültige Stimmen: 3308
Wahlbeteiligung: 60,47%

ATID – TEAM OSKAR DEUTSCH
1026, das sind 31,02%. Damit erhält die Partei 8 Mandate.
2017 erhielt die Partei 31,57% bzw. 8 Mandate.

VBJ SEFARDIM
870, das sind 26,30%.
Damit erhält die Partei 7 Mandate.
2017 erhielt die Partei 27,06% bzw. 6 Mandate.

KEHILLE – TEAM YAACOV FRENKEL
558, das sind 16,87%.
Damit erhält die Partei 4 Mandate.
2017 erhielt die Partei 11,68% bzw. 3 Mandate.

VGJ – VEREIN GEORGISCHER JUDEN
232, das sind 7,01%.
Damit erhält die Partei 2 Mandate.
2017 erhielt die Partei 8,04% bzw. 2 Mandate.

CHAJ – JÜDISCHES LEBEN
222, das sind 6,71%.
Damit erhält die Partei 1 Mandat.
2017 erhielt die Partei 8,04% bzw. 2 Mandate.

BUND SOZIALDEMOKRATISCHER JUDEN – AVODA
206, das sind 6,23%.
Damit erhält die Partei 1 Mandat.
2017 erhielt die Partei 6,14% bzw. 1 Mandat.

KHAL ISRAEL
194, das sind 5,86%.
Damit erhält die Partei 1 Mandat.
2017 erhielt die Partei 7,47% bzw. 2 Mandate.

Quelle: IKG Wien

„Antisemitismus gehört nicht bunt dekoriert“

© MARK NAPADENSKI



„Eines unserer aktivsten Felder ist der Kampf gegen israelbezogenen Antisemitismus“, meint Victoria Borochov. „Institutionen in Österreich vertrauen unserer Expertise und Einschätzung.“

Die Judaistikstudentin Victoria Borochov (22) ist seit November die neue und zugleich erste bucharische Präsidentin der Jüdischen Österreichischen Hochschüler:innen. Ein Gespräch über Zugehörigkeit, junges jüdisches Leben und linken Antisemitismus.

VON MARK E. NAPADENSKI

NU: Wie kam es, dass du in der JÖH aktiv wurdest?

Victoria Borochov: Als ich 2019 begann, die Schabbes-Essen zu besuchen, wurde ich zunehmend aktiver bei der Organisation von Veranstaltungen und Demonstrationen. Mir hat der Zusammenhalt sehr viel gegeben, weshalb ich mich entschieden habe, 2020 für den Vorstand zu kandidieren.

Worauf legst du in deiner Präsidentschaft besonderen Wert?

Dass wir für unterschiedliche Zielgruppen innerhalb der Organisation so viel wie möglich anbieten. Ein Herzensprojekt von mir persönlich ist der

Noodnik, die Zeitschrift der JÖH, die wir vor etwas mehr als einem Jahr revitalisiert haben und die drei- bis viermal im Jahr erscheint. Für mich ist es besonders wichtig, junges jüdisches Leben zueinander zu bringen, um jüdischen Studierenden – aber auch jungen Jüdinnen und Juden, die nicht studieren – einen „Safe Space“ zu bieten. Das ist nicht selbstverständlich! Zentral bleibt leider nach wie vor der Kampf gegen Antisemitismus. Vor allem in den Universitäten und der österreichischen Politik erfordert das einen größeren Teil unserer Tätigkeit als wir uns wünschen würden.

Bist du religiös?

Nein.

Ist das wichtig in der JöH?

Nicht wirklich. Das Schöne an der JöH ist, dass wir offen für religiöse und säkulare Leute sind, die auch sehr unterschiedliche kulturelle Hintergründe haben, zum Beispiel eben bucharisch, georgisch etc. Alle uns Wohlgesinnte sind willkommen, dementsprechend versuchen wir auch, Veranstaltungen für alle unterschiedlichen Gruppen zu planen. Das reicht von Konzerttabellen bis zu Demonstrationen und von Schabbat-Essen bis Purim-Partys. Außer den Schabbat-Essen planen wir keine Veranstaltungen, egal wie religiös konnotiert, am Schabbat. Es wird dann auch keine Musik gespielt, um möglichst inklusiv zu sein.

Welche Rolle spielen die ethnischen Unterschiede innerhalb der Gemeinde?

Ich kann von meinen persönlichen Erfahrungen sprechen. Ich bin aus der Bucharischen Gemeinde, und als ich in die JöH gekommen bin, war ich plötzlich umgeben von Aschkenasim. Das war für mich ein kleiner Kulturschock, aber auch schön, die verschiedenen Traditionen kennenzulernen und zu sehen, wie jüdisches Leben anders gelebt werden kann. Ich habe mich als Bucharin sehr wohl hier gefühlt, weil es eine Aufgeschlossenheit füreinander gibt. Ich hatte dadurch ein Zugehörigkeitsgefühl, und ich kenne mehrere Menschen, die das auch so empfunden haben.

Du bist somit die erste Bucharin als Präsidentin und folgst Sashi Turkof als zweite Frau in dieser Position.

Ich bin auch sehr stolz darauf und freue mich, das Amt von einer starken Frau und Kollegin zu übernehmen. Das spricht auch für den Zeitgeist und zeugt von der politischen Einstellung der JöH. Wir sehen uns klar feministisch. Deswegen ist der Vorstand auch immer sehr ausgeglichen. Repräsentative Funktionen werden divers besetzt. Wir schauen auch bei Veranstaltungen darauf, dass es keine Diskriminierung gibt. Frauen müssen sich bei uns an keine religiösen Kleidungsvorschriften halten.

Kommt es da nicht zu Konflikten?

Selten. Wir suchen dann den Dialog, aber es gibt eine klare Grenze und die heißt Diskriminierung. Dann gibt's die rote Karte, und die Betroffenen müssen die Veranstaltung verlassen. Das ist wegen homophober Beleidigungen schon vorgekommen. Ziel ist es, dass sich alle gut und sicher fühlen können.

Für die JöH ist Aktivismus seit der Gründung sehr wichtig, dadurch ist sie auch medial bekannt geworden. Besonders bei Themen wie Antisemitismus, aber auch bei aktuellen Debatten wie rund um das Lueger-Denkmal, sorgt ihr immer wieder für Schlagzeilen. Wieso ist das Thema Lueger weiterhin so wichtig?

Weil wir seit drei Jahren eine sehr klare Position zu der Sache vertreten und diese auch laut kommunizieren. Wir fordern, dass das Denkmal abgerissen und der Platz umbenannt wird. Bisher gibt es noch kein Entgegenkommen der Stadt Wien. Ich würde mir daher wünschen, dass diesbezüglich mehr auf jüdische Stimmen gehört wird. Zum Beispiel ist der offene Brief von Zeitzeugen und -zeuginnen bis dato unbeantwortet geblieben. Dafür wurde ein sehr teures und buntes Kunstwerk errichtet, das Lueger noch mehr ins Zentrum rückt. Unserer Meinung nach gehört der Antisemitismus thematisiert und nicht bunt dekoriert. Diese Position werden wir auch weiterhin vertreten.

Gibt es nicht relevantere Themen als die Lueger-Debatte?

Eventuell sind wir medial in Sachen Lueger präsenter als mit anderen Themen. Aber eines unserer größten Projekte war die Neuauflage von *Noodnik*. Hier kann man übrigens auch nachlesen, wie aktiv wir abseits der Lueger-Debatte sind. Die Priorität liegt bei den Jüdischen Studierenden und der Vertretung ihrer Interessen. Dazu gehören Aktivismus und Öffentlichkeit, aber auch geselliges Beisammensein. Eines unserer aktivsten Felder ist der Kampf gegen Antisemitismus, insbesondere gegen den israelbezogenen Antisemitismus, den wir neuerdings leider vor allem in der Linken spüren. Hier wird von einigen Organisationen sehr unreflektiert Antizionismus propagiert, den wir mit sehr viel Arbeit und Kommunikation als israelbezogenen Antisemitismus aufzudecken versuchen.

Welche Erfahrungen habt ihr mit linkem Antisemitismus gemacht?

Grundsätzlich haben wir sehr gute Beziehungen zu ganz vielen Organisationen, auch im linken politischen Spektrum. Es gibt lediglich zwei Parteien der ÖH (Österreichische Hochschülerinnen- und Hochschülerschaft), mit denen wir keine Kontakte pflegen. Das sind der RFS (Ring Freiheitlicher Studenten) und der KSV KJÖ (Kommunistischer Studierendenverband/Kommunistische Jugend Österreich). Der KSV KJÖ plant als dezidiert linke Organisation z.B. regelmäßig Veranstaltungen mit BDS-nahen Organisationen, die wir als klar antisemitisch erachten. Allgemein konnten wir uns in den vergangenen Jahren aber bei linken Gruppierungen sehr gut Gehör verschaffen, um solche Veranstaltungen zu verhindern. Ein anderes Beispiel ist die Akademie der bildenden Künste Wien, die im vergangenen Mai eine BDS-Sympathisantin als Rednerin wieder eingeladen hat, nachdem wir auf die antisemitischen Inhalte des geplanten Vortrags hingewiesen haben. Institutionen in Österreich vertrauen mittlerweile unserer Expertise und Einschätzung. Das wissen wir zu schätzen.

Und mit der AG (AktionsGemeinschaft), die bekannt wurde, weil Funktionäre widerliche Anne Frank-Memes versendet haben, ist eine Kooperation in Ordnung?

Die AG hat diese Vorfälle aufgearbeitet, keine der beteiligten Personen ist noch dabei. Natürlich achten wir sehr darauf, mit wem wir gemeinsame Veranstaltungen planen. Wir erarbeiten momentan mit Expertinnen und Experten wie Andreas Peham, Isolde Vogel, Doron Rabinovici und Julia Bernstein einen Workshop, der auch über israelbezogenen Antisemitismus im Peer-to-Peer-Format aufklären soll. Das kann sehr hilfreich sein für Organisationen, die eigenen Leute besser aufzuklären und für das Thema zu sensibilisieren.

Stichwort Uni-Politik. Wie steht die JöH eigentlich zur ÖH?

Wir sind keine offizielle Partei an den Universitäten und auch nicht in der Bundesvertretung. Wir arbeiten aber sehr eng und gut mit der ÖH zusammen, insbesondere mit dem

Vorsitz der Uni Wien, der momentan vom VSSTÖ (Verband Sozialistischer Student_innen in Österreich) und KSV Lili (Kommunistische Student_innenverband – Linke Liste) besetzt ist. Im Sommer 2022 haben wir auch mit Vertreterinnen und Vertretern der ÖH sowie anderen Aktivistinnen wie z.B. Noomi Anyanwu vom Black Voices-Volksbegehren gemeinsam Israel bereist und uns unterschiedlichen Narrativen angenähert. Das war eine sehr intensive und lehrreiche Reise, die wir kommenden Sommer mit dem neu gewählten ÖH-Team wiederholen möchten.

Wie stehen JöH und IKG zueinander?

Die JöH ist als eigenständiger Verein Teil der JUKO, der Jugendkommission der IKG, und wir sprechen etwa gemeinsame Auftritte bei Gedenkveranstaltungen ab. Ich habe auch die Diskussionsrunde zur IKG-Wahl moderiert.

Welche Auswirkung hat die mediale Darstellung von Jiddischkeit? In der Populärkultur, vor allem in Filmen und Serien, ist das Sujet einer jüdischen

Person neuerdings sehr beliebt. Von *Unorthodox*, *Mottis wunderliche Reise in die Arme einer Schickse* oder zuletzt *Schächten*, um nur ganz wenige zu nennen.

Ein Film, mit dem ich mich identifizieren kann, ist *Mazel Tov Cocktail*. Da geht es nicht um einen Lachsbagel liebenden Juden in New York oder um in Schwarz-Weiß-Ästhetik verfolgte Juden in Deutschland. Sondern es geht um Dima, den Sohn einer sowjetischen Familie in Deutschland, von der viele von der Schoa verschont geblieben sind. So wie zum Glück meine Familie. Dima widersetzt sich im Film den Stereotypen über Juden auf eindrucksvolle Weise. Aber das will kaum jemand wissen. Wir bekommen ständig Anfragen, als „Token-Jews“ Teil des Gedächtnistheaters zu sein, wie Max Czollek es nennt. Natürlich bin auch ich nicht frei von den Traumata der Verfolgung, doch Judentum ist viel mehr als das. Dennoch habe ich das Gefühl, dass in dieser Hinsicht etwas in Bewegung geraten ist in unserer Generation. Vielleicht finden dann noch mehr solcher „neuen“ Darstellungen ein breiteres Publikum.

Die Landtagswahlen in Niederösterreich haben für einen massiven Zuwachs bei der FPÖ gesorgt. Gerade mit dem Spitzenkandidaten Udo Landbauer, Stichwort Liederbuchaffäre, hat das für Verwunderung gesorgt. Wie sieht die JöH diese Entwicklung?

Wir sind schockiert über die massiven Zugewinne und darüber, dass sehr viele unter 30-Jährige die FPÖ gewählt haben. Das widerspricht tradierten Vorstellungen über die Wählerschaft der FPÖ. Die Tatsache, dass ein Kandidat so populär ist, der mit einem Skandal um den Satz „Wir schaffen die siebte Million“ in Verbindung gebracht wird, ist erschütternd.

Im Jüdischen Museum gibt es momentan eine heiß debattierte Ausstellung zu vermeintlichen Missverständnissen über und unter Juden. Welche Missverständnisse gibt es in Bezug zur JöH?

Dass wir nur über Lueger diskutieren und dass wir ständig mit der Einkaufsrabatt-Karte JÖ verwechselt werden (lacht).



PESSACH SAMEACH!
חג פסח שמח

Das Jüdische Berufliche Bildungszentrum wünscht ein koscheres, süßes und fröhliches Pessachfest!

AUSBILDUNGEN FÜR JUGENDLICHE

- BOLG 9. Schuljahr
- Büro LEHRE
- E-Commerce LEHRE
- IT LEHRE

UND FÜR ERWACHSENE

Deutsch lernen
Berufsausbildung machen
Matura nachholen

AM S Arbeitsmarktservice Wien

JETZT anmelden
01/33106 500 | boi@jbbz.at

[Instagram](https://www.instagram.com/jbbz.at) [Facebook](https://www.facebook.com/jbbz.at) @jbbz.at

Dossier: 75 Jahre Israel

„Die Überlebenden des schrecklichen Nazigemetzels in Europa sowie Juden anderer Länder scheuten weder Mühsal noch Gefahren, um nach dem Lande Israel aufzubrechen und ihr Recht auf ein Dasein in Würde und Freiheit und ein Leben redlicher Arbeit in der Heimat durchzusetzen.“

(zit. aus der Unabhängigkeitserklärung des Staates Israel vom 14. Mai 1948)

Durch die Zeiten

Wegweisende Wendepunkte: Die Geschichte Israels von der ersten Alijah bis zur Gegenwart.

1882–1903
Erste zionistische Einwanderung (1. Alijah) nach Palästina

1896
Theodor Herzls Manifest *Der Judenstaat* erscheint

29.–31. Oktober 1897
Gründungskongress der Zionistischen Weltorganisation in Basel

1905–1914
Zweite Alijah aus Russland und Polen

11. April 1909
Grundsteinlegung von Tel Aviv

25. Oktober 1910
Offizielle Gründung des ersten Kibbuz

2. November 1917
„Balfour-Erklärung“ Großbritanniens

1919–1923
Dritte Alijah, überwiegend aus der Sowjetunion

1924–1931
Vierte Alijah aus Polen und der Sowjetunion

1. April 1925
Eröffnung der Hebräischen Universität Jerusalem

23.–29. August 1929
Arabische Unruhen und Angriffe auf Juden in Hebron, Safed und Jerusalem

1932–1938
Fünfte Alijah aus Europa

1936–1939
Arabische Aufstände gegen britische Mandatspolitik und jüdische Einwanderung

17. Mai 1939
Weißbuch der britischen Regierung

über Einwanderungsbeschränkungen für Palästina

1939–1947
Einwanderung von Verfolgten des NS-Regimes trotz britischer Beschränkungen (Alijah B)

19. Juni 1947
Die Jewish Agency schließt mit den religiösen Parteien die „Status quo-Vereinbarung“

29. November 1947
Die UN-Vollversammlung stimmt für die Teilung des britischen Mandatsgebiets Palästina in einen jüdischen und einen arabischen Staat und für die Internationalisierung Jerusalems

14. Mai 1948
Ende des britischen Mandats über Palästina, Unabhängigkeitserklärung des Staates Israel in Tel Aviv durch David Ben-Gurion

15. Mai 1948 – Juli 1949
Erster Nahostkrieg

1948–1951
Jüdische Masseneinwanderung aus arabischen Staaten sowie aus Polen und Rumänien

25. Januar 1949
Wahlen zur 1. Knesset

Februar – Juli 1949
Waffenstillstandsabkommen mit Ägypten, dem Libanon, Transjordanien und Syrien

5. März 1949
Österreich anerkennt Israel, Einrichtung von Konsulaten, die noch im gleichen Jahr zu Botschaften aufgewertet wurden

11. Mai 1949
Aufnahme Israels in die UNO



© ELDAN DAVID/GOVERNMENT PRESS OFFICE

Konferenzraum im Büro des Ministerpräsidenten in Hakiryia, Tel Aviv, 1948. Hier fanden die ersten Sitzungen der provisorischen Regierung Israels statt.



© MENDELSON HUGO/GOVERNMENT PRESS OFFICE

Kabinettsitzung 1949, links Golda Meir neben Salman Schasar, in der Mitte David Ben-Gurion.



© ELDAN DAVID/GOVERNMENT PRESS OFFICE

Bau dauerhafter Unterkünfte im Einwanderercamp Kisanon, 1950.

23. Januar 1950
Die Knesset erklärt (West-)Jerusalem zur Hauptstadt Israels

5. Juli 1950
Die Knesset erlässt das Rückkehrgesetz

10. September 1950
Jordanien annektiert das Westjordanland und Ost-Jerusalem

10. September 1952
Israel und die Bundesrepublik Deutschland unterzeichnen das Luxemburger Abkommen („Wiedergutmachungsabkommen“)

1955–1957
Einwanderung von Juden aus Nordafrika

29. Oktober – 5. November 1956
Zweiter Nahostkrieg zwischen Ägypten und Großbritannien, Frankreich sowie Israel

14. März 1960
David Ben Gurion und Konrad Adenauer treffen sich in New York

1961
Eichmann-Prozess in Jerusalem

1964
Gründung der Palästinensischen Befreiungsorganisation (PLO)

12. Mai 1965
Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Israel und der Bundesrepublik Deutschland

Dezember 1966
Aufhebung der Militärverwaltung über die arabische Bevölkerung Israels

5.–10. Juni 1967
Dritter Nahostkrieg Israel gegen Ägypten, Syrien sowie Jordanien; Israel besetzt die Sinaihalbinsel, das Westjordanland mit Ost-Jerusalem, die Golanhöhen und den Gazastreifen

1. September 1967
Khartum-Resolution der arabischen Staaten mit "drei Neins" zu Frieden mit Israel, zur Anerkennung Israels und zu Verhandlungen mit Israel

Ab 1969 und insbesondere 1989 – 1995
Große Einwanderungswellen aus der Sowjetunion bzw. der russischen Föderation

Oktober 1973
Vierter Nahostkrieg („Jom-Kippur-Krieg“) Israel gegen Ägypten und Syrien

4. Juli 1976
Historische Geiselfreiungsaktion Israels auf dem Flughafen von Entebbe in Uganda

20. November 1977
Rede des ägyptischen Staatspräsidenten Anwar as-Sadat vor der Knesset

17. September 1978
Unterzeichnung der Abkommen von Camp David

26. März 1979
Ägypten unterzeichnet als erstes arabisches Land einen Friedensvertrag mit Israel

30. Juli 1980
Grundgesetz über das „vereinigte Jerusalem“ als Hauptstadt Israels

7. Juni 1981
Israelischer Luftangriff und Zerstörung des irakischen Atomreaktors Osirak

1. November 1981
Ablösung der Militärverwaltung in Westbank und Gaza durch eine Zivilverwaltung

14. Dezember 1981
Israel annektiert die Golanhöhen

25. April 1982
Israel zieht sich vom Sinai zurück

1982
Fünfter Nahostkrieg. Ziel des israelischen Einmarsches im Libanon ist die Schwächung der PLO, die von Beirut aus Terroranschläge auf Siedlungen im Norden Israels koordiniert

25. September 1982
Massendemonstration der Friedensbewegung „Frieden jetzt“ in Tel Aviv mit 400.000 Teilnehmern gegen den Libanonkrieg



Israelischer Kommandoposten im Sechstagekrieg, 1967.

© GOVERNMENT PRESS OFFICE



Ein Polizeibeamter eskortiert nach Israel heimgekehrte Geiseln aus Entebbe, 1976.

© MILNER MOSHE/GOVERNMENT PRESS OFFICE



Anwar as-sadat (2.v.r.) bei einem Treffen mit Premierminister Menachem Begin (2.v.l.) und Mitgliedern der israelischen Delegation in Camp David, 1978.

© MILNER MOSHE/GOVERNMENT PRESS OFFICE

1984–1985

Die „Operation Moses“ bringt äthiopische Juden nach Israel

Februar – Juni 1985

Israelischer Teilrückzug aus dem Libanon

1987

Gründung der Hamas

8./9. Dezember 1987

Ausbruch der ersten Intifada.

1988

Die PLO ruft den Staat Palästina aus

18. Januar – 25. Februar 1991

Der Irak schießt während des Ersten Irakkriegs Raketen auf Israel ab

23.–25. Mai 1991

„Operation Salomo“ zur Evakuierung äthiopischer Juden

30. Oktober – 2. November 1991

Nahost-Friedenskonferenz in Madrid. Erstmals nehmen sowohl Israel als auch Jordanien, in dessen Delegation sich palästinensische Vertreter befinden, Syrien und der Libanon teil

20. Januar – 20. August 1993

Geheimverhandlungen zwischen Vertretern Israels und der PLO bei Oslo

April 1993

Die Hamas beginnt mit Selbstmordattentaten in Israel

13. September 1993

Das Oslo-Abkommen wird in Washington unterzeichnet. Darin erkennen sich Israel und die PLO gegenseitig an

4. Mai 1994

Autonomieabkommen über Gaza und Jericho in Kairo

26. Oktober 1994

Friedensvertrag Israel und Jordanien

28. September 1995

Das Interimsabkommen zwischen Israel und der PLO über die Ausdehnung der palästinensischen Selbstverwaltung im Westjordanland, Oslo II, wird in Washington D. C. unterzeichnet

4. November 1995

Ein jüdischer Extremist ermordet Premier Jitzchak Rabin auf einer Friedenskundgebung in Tel Aviv

20. Januar 1996

Jassir Arafat und seine Fatah gewinnen die ersten Parlamentswahlen in den Palästinensergebieten

24. Mai 2000

Israel schließt seinen Rückzug aus dem Südlibanon ab

11.–25. Juli 2000

Israelisch-palästinensische Gespräche in Camp David für eine endgültige Lösung des Palästinenser Konfliktes scheitern

28. September 2000

Beginn der zweiten Intifada

8. Juli 2003

Baubeginn der Sperranlage zum Westjordanland

11. November 2004

Palästinenserpräsident Jassir Arafat stirbt in Paris. Sein Nachfolger wird Mahmud Abbas

August/September 2005

Die israelische Armee räumt alle jüdischen Siedlungen im Gazastreifen

26. Januar 2006

Die Hamas siegt bei den Parlamentswahlen im Westjordanland und Gazastreifen

12.–14. August 2006

Zweiter Libanonkrieg Israels, ausgelöst durch einen Überfall der Hisbollah auf israelische Soldaten

Mitte Juni 2007

Die Hamas übernimmt gewaltsam die Macht im Gazastreifen

17. März 2008

Erste gemeinsame deutsch-israelische Regierungskonsultationen in Jerusalem

27. Dezember 2008 – Januar 2009

Den Raketenbeschuss der Hamas auf israelisches Gebiet beantwortet Israel mit einer Militäroffensive im Gazastreifen



Anwar as-sadat, US-Präsident Jimmy Carter und Menachem Begin in Camp David, 1978.

© MILNER WOSHEZ/GOVERNMENT PRESS OFFICE



Jassir Arafat und Shimon Peres in Paris, 1994. Gemeinsam mit Jitzchak Rabin erhalten sie im selben Jahr den Friedensnobelpreis.

© SAAR YAAQOV/GOVERNMENT PRESS OFFICE



Ehud Barak, Bill Clinton und Jassir Arafat während der Verhandlungen in Camp David, 2000.

© CHAYON AVI/GOVERNMENT PRESS OFFICE

31. Mai 2009
Benjamin Netanjahu (Likud) wird zum 2. Mal Ministerpräsident

Sommer 2011
Massenproteste gegen soziale Ungleichheit in Israel

14.–21. November 2012
Auf verstärkten Raketenbeschuss aus dem Gazastreifen reagiert Israel mit einer Militäroffensive

Juli 2013 – April 2014
Auf Initiative des US-Außenministers John Kerry erneut direkte Verhandlungen zwischen Israelis und Palästinensern über eine umfassende und endgültige Lösung des Konflikts, die jedoch ergebnislos beendet werden.

8. Juli – 26. August 2014
Der verstärkte Raketenbeschuss aus dem Gazastreifen auf israelisches Gebiet führt zum dritten Krieg zwischen der Hamas und Israel. Ägypten vermittelt wiederum eine Waffenruhe

17. März 2015
In der Wahl zur 20. Knesset wird der Likud stärkste Kraft. Es bildet sich eine aus fünf Fraktionen bestehende national-religiöse Koalition unter Ministerpräsident Benjamin Netanjahu

7. Dezember 2017
US-Präsident Donald Trump erkennt Jerusalem als Hauptstadt Israels an und verlegt die US-Botschaft nach Jerusalem

August 2018
Erstes Geheimgespräch zwischen dem israelischen Außenminister und seinem Amtskollegen aus Katar, bei dem Treffen wurde über die Lage in dem von der radikalislamischen Hamas kontrollierten Gazastreifen gesprochen.

2. November 2018
Erster offizieller Kontakt auf Regierungsebene zwischen Israel und Oman. Geheime Beziehungen zwischen beiden Ländern reichen bis in die 1970er Jahre zurück, offizielle diplomatische Beziehungen bestehen nicht.

15. September 2020
Unterzeichnung der Abraham-Abkommen zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten sowie Bahrain.

Mai 2021
Massive Raketenangriffe aus Gaza auf zivile Ziele in Israel. Aus Solidarität mit der israelischen Zivilbevölkerung wird am Bundeskanzleramt und dem Außenministerium in Österreich die israelische Fahne gehisst

13. Juni 2021
Naftali Bennett von der Neuen Rechten (HaJamin HeChadasch) wird Ministerpräsident

1. Juli 2022
Jair Lapid von der liberalen Partei Jesch Atid wird Regierungschef

29. Dezember 2022
Benjamin Netanjahu wird mithilfe einer rechtsextrem-religiösen Koalition zum 3. Mal Ministerpräsident.



Ehud Olmert, Ministerpräsident von 2006 bis 2009, vor einem Porträt von David Ben-Gurion.

© MILNER WOLFE/GOVERNMENT PRESS OFFICE



Ministerpräsident Jair Lapid und Staatspräsident Isaac Herzog begrüßen US-Präsident Joe Biden in Israel, 2022.

© KOBİ GİDEDİNGOVERNMENT PRESS OFFICE



Massendemonstrationen gegen die geplante Justizreform durch die rechtsreligiöse Regierung von Benjamin Netanjahu, Frühling 2023

© CREATIVE COMMONS 3.0



Ouriel Morgenszterns Israel-Impressionen

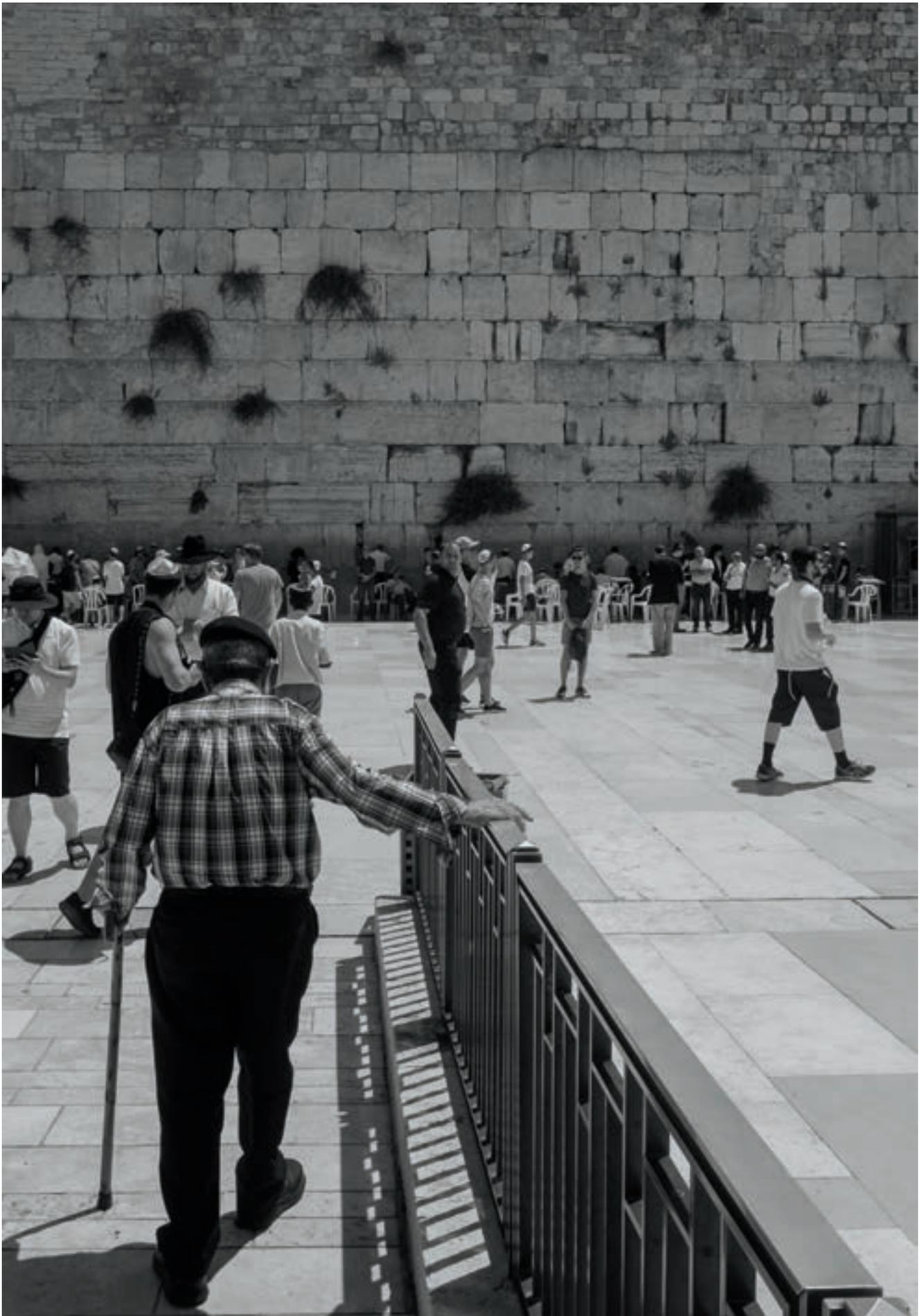
Ouriel Morgensztern ist ein Weltbürger – und ein Fotograf mit dem gewissen Auge. Geboren 1976 in Paris und aufgewachsen in Südfrankreich, studierte er zunächst in Israel und New York, ehe er Wien zu seinem Lebensmittelpunkt machte. Doch Israel ist und bleibt wichtiger Angelpunkt seines Lebens: „Israel ist der Ort, an dem meine Eltern als späte Teenager gelebt haben. Es ist der Ort, an dem ich meine zukünftige Frau Jasmin Freyer kennenlernte, als ich am 80. Jahrestag der Jugendbewegung Hashomer Hatzair teilnahm. Nun feiern wir deren 110. Geburtstag! Es ist auch der Ort,

an dem ich als Soldat gedient habe, wo ich Freunde gefunden und Freunde verloren habe. Es ist ein Ort, an den ich häufig zurückkehre, mit der gleichen Aufregung wie damals, als ich das erste Mal einen Fuß dorthin setzte“.

Rasch erwarb Morgensztern, zu dessen Auftraggebern das Jüdische Museum Wien, das Leopold Museum, die Heidi Horten Collection oder auch das Belvedere zählen, einen herausragenden Ruf als Kunst- und Porträtfotograf. Von ihm stammen übrigens auch die hinreißenden Fotos der israelischen Sopranistin Shira Patchornik, die René Wachtel für unsere Serie „Unterwegs mit“ porträtiert hat (S. 54) Ouriel Morgenszterns Hommage an die beiden Großmeister der abstrakten Malerei, an den Franzosen Pierre

Soulages (1919-2022) und an den US-Amerikaner Mark Rothko (1903-1970), ist noch bis 21. Mai in einer großen Museumsausstellung im Daugavpils Mark Rothko Art Center in Lettland zu sehen. „Die Arbeit von Ouriel Morgensztern“, heißt es im Katalogtext, „wird zum Bindeglied zwischen diesen beiden Größten der zeitgenössischen Kunst.“

-
- 1 Charles Clore Park, Tel-Aviv (2019)
 - 2 Western Wall, Jerusalem (2019)
 - 3 Western Wall, Jerusalem (2019)
 - 4 Tel-Aviv University Campus, Ramat-Aviv (2019)
 - 5 Tel-Aviv Beach, Tel-Aviv (2019)
 - 6 Old Town, Jerusalem (2019)
 - 7 South Tel-Aviv (2019)
 - 8 Old Town, Jerusalem (2019)





3

6



7





4



5



8



© ShiraImv/Wikimedia Commons/CC-BY-SA 4.0

Das 75-jährige Jubiläum ist vor allem eine ökonomische Erfolgsgeschichte: Die Metropole Tel Aviv zählt mehrere hundert Start-up-Unternehmen.

Happy Birthday, Israel!

Die 75-jährige Geschichte des Landes ist auch die Geschichte großer wirtschaftlicher Erfolge. Die Wachstumsraten sind hoch, das Pro-Kopf-Einkommen ist in Israel höher als in Österreich oder Deutschland.

VON MARTIN ENGELBERG

Jeder Besuch Israels – selbst wenn diese Besuche innerhalb weniger Monate stattfinden – bringt neue, großartige Eindrücke: Da ein neues Hochhaus, dort ein ganzes Stadtviertel, welches wunderschön renoviert wurde, am Meer wieder neue Strandpromenaden. Israelis witzeln schon, das neue Wahrzeichen Israels wäre ein Baukran statt der Menora, die jetzt das Staatswappen ziert. Die 75-jährige Geschichte des Landes ist insgesamt eine einzigartige Erfolgsgeschichte, die ja schon vielfach beschrieben und dokumentiert ist. Die Entwicklungen der letzten Jahre lassen einem das Herz nochmals höherschlagen.

Vielen ist wahrscheinlich gar nicht bewusst, dass Israel zum ersten Mal reiche Länder wie Österreich beim Pro-Kopf-Einkommen überholt hat. Es nimmt heute mit einem BIP (Bruttoinlandsprodukt) pro Einwohner von mehr als 55.000 US-Dollar (umgerechnet rund 51.000 Euro) weltweit bereits

den 16. Platz ein. Österreich mit 52.000 USD (ca. 48.100 €) und Deutschland mit 48.000 USD (ca. 44.700 €) liegen heute bereits hinter Israel. Wohl sind die Einkommensunterschiede in Israel im Vergleich zu Österreich und Deutschland hoch, sie ähneln jenen in den USA. Diese Ungleichheit ist vor allem der Situation der jüdisch-orthodoxen und der arabischen Haushalte in Israel geschuldet, die gemeinsam mehr als 25 Prozent der Bevölkerung ausmachen. 60 Prozent dieser Haushalte leben an oder unter der Armutsgrenze, dies vor allem auch bedingt durch die Tatsache, dass etwas weniger als die Hälfte der orthodoxen jüdischen Männer einer regulären Arbeit nachgehen und ihr Leben dem Studium der religiösen Lehren widmen.

Die Wachstumsraten in Israel sind jedoch weiterhin hoch, und der neue Wirtschaftsminister Nir Barkat meinte in einem Gespräch, dass sich das Wirtschaftswachstum Israels in den

Israel kann sich heute einen gut ausgestatteten Wohlfahrtsstaat leisten und besitzt nach den USA weltweit die zweitgrößte Zahl an Startup-Unternehmen.

nächsten 15 bis 20 Jahren nochmals verdoppeln sollte. Gleichzeitig ist die Staatsverschuldung Israels mit zirka 60 Prozent des BIP relativ moderat. Zum Vergleich: In Österreich liegt sie bei etwa 80 Prozent des BIP. Dementsprechend ist auch das Kreditrating Israels mit AA (Standard & Poor) sehr hoch. Es ist zwar niedriger als jenes Österreichs oder Deutschlands, dies ist aber der dauernden instabilen Sicherheitslage Israels geschuldet, die auch immer starke Auswirkungen auf die Wirtschaft hat.

All diese Zahlen und Fakten sind für Menschen umso erstaunlicher, die Israel noch als Staat mit Hyperinflation, ständigen Währungsreformen, ohne frei konvertibler Währung, einer explodierenden Staatsverschuldung und dem Pro-Kopf-Einkommen eines Entwicklungslandes in Erinnerung haben.

Vorbei sind die Zeiten, als nach trockenen Wintern das Oberrabbinat in Israel zum Gebet für Regen aufrief und immer mehr Wasser aus dem See

Genezareth entnommen werden musste. Heute deckt Israel bereits achtzig Prozent des Trinkwasserbedarfs aus Meerwasser-Entsalzungsanlagen, bis 2025 sollen es dann hundert Prozent sein. Israel hat bereits begonnen, seine Nachbarländer mit Trinkwasser zu versorgen.

Ähnlich die Situation bei fossilen Energieträgern: War Israel lange Zeit vollständig von Importen abhängig, hat es in den vergangenen 30 Jahren gewaltig große Gasfelder vor der Küste entdeckt und erschlossen. Seit 2013 ist Israel unabhängig von Gasimporten geworden. Die Energieversorgungskrise in Europa im Zuge des Angriffskrieges Russlands auf die Ukraine hat die Aufmerksamkeit der EU-Kommission auch auf Israel als möglichen Lieferanten von Erdgas gelenkt. Sobald die entsprechenden Lieferkapazitäten – über Ägypten, die Türkei und Griechenland – hergestellt sind, könnte Israel bis zu zwanzig Prozent des gesamten Erdgasbedarfs Eu-

ropas decken. Israel kann sich heute einen gut ausgestatteten Wohlfahrtsstaat leisten und gibt dabei sage und schreibe fünf Prozent des BIP für seine Verteidigung aus. Nur zur Erinnerung: Die USA drängen seit Jahren (bisher weitgehend erfolglos) die europäischen Länder dazu, zumindest zwei Prozent des BIP für ihr Militär auszugeben. Österreich liegt derzeit bei 0,6 Prozent, und der Bundeskanzler hat den sehr ambitionierten Plan, die Militärausgaben Österreichs auf ein Prozent des BIP anzuheben.

Wohl schon allgemein bekannt ist, dass Israel nach den USA weltweit die zweitgrößte Zahl an Startup-Unternehmen besitzt. Nach den USA und China hat Israel die drittmeisten Firmen an der US-Börse NASDAQ notiert. Alle namhaften internationalen Hightechunternehmen haben Niederlassungen und große Forschungseinheiten in Israel etabliert. So fährt man in Israel ständig an kleinen Silicon Valleys vorbei, wo einem bekannte Namen wie Intel, Microsoft, Apple, IBM, Google, Facebook usw. entgegenleuchten.

Israel ist Mitglied der OECD. Die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung ist eine Gemeinschaft der entwickelten Länder mit hohem Pro-Kopf-Einkommen. Außerdem hat Israel unterzeichnete Freihandelsabkommen mit der EU, den USA, der EFTA und – mit Mercosur – auch mit den Ländern Südamerikas. Damit ist die israelische Wirtschaft in aller Welt unglaublich gut vernetzt. Nicht umsonst hat das renommierte britische Wirtschaftsmagazin *Economist* Israel im Jahr 2022 als vierterfolgreichste Wirtschaft aller entwickelten Länder gereiht.

Happy Birthday, Israel – auf viele weitere erfolgreiche Jahre!



Mehr als 80 Prozent seines Trinkwasserbedarfs deckt Israel mithilfe von Meerwasser-Entsalzung. In dieser Anlage wird Meerwasser für die Negev-Wüste aufbereitet.



Im Sommer 1947 wurde Karl Pfeifer in den religiösen Kibbutz Beerot Yitzhak im Negev kommandiert. Hier sollte er die ständigen Sabotageakten ausgesetzte Wasserleitung bewachen.

Für Herzls Vision

Mit falschen Ausweispapieren war es dem österreichischen Journalisten Karl Pfeifer gelungen, mit einer Gruppe von fünfzig Kindern und Jugendlichen über Bulgarien und die Türkei nach Eretz Israel zu fliehen. Er erlebte in Jerusalem den Teilungsbeschluss der Vereinten Nationen vom 29. November 1947 und kämpfte bei der Palmach für die Unabhängigkeit des Landes.

VON KARL PFEIFER

Wir kamen Anfang 1943 wie durch ein Wunder aus Ungarn, Rumänien, Kroatien und der Slowakei nach Eretz Israel und wurden im Kibbutz Schaar Haamakim im Rahmen der Jugend-Alija erzogen. Anfang 1946 – die meisten von uns waren gerade 18 Jahre alt – beschlossen wir, uns freiwillig zur Palmach, der Bereitschaftstruppe der Hagana, zu melden. Wir hatten wegen der Schoa – so wie die meisten Juden des Jischuw – das Gefühl eines tragischen Versäumnisses. Bereits seit 1944 hatten wir in Haifa für „Aliya Chofshit“, freie Einwanderung, demonstriert, und das motivierte uns, zum Palmach zu gehen. Die Gründung des Palmach und die Verstärkung der Hagana machten es der jüdischen Führung nach Ende des Zweiten Weltkriegs möglich, auch aktiv gegen die Politik der Labourregierung vorzugehen, die mit Gewalt die Einwanderung von Überlebenden verhinderte. Im

Sommer 1947 wurde ich vom ersten Regiment des Palmach in das zweite Regiment in den Negev in den religiösen Kibbutz Beerot Yitzhak zur Bewachung der Wasserleitung kommandiert. Um legal eine Waffe tragen zu dürfen, leistete ich einen Eid auf König George VI. und erhielt ein Gewehr, Munition und die Uniform eines Hilfspolizisten. Meine neuen Kameraden waren bis auf einen Einwanderer aus der Türkei alle junge Zabarim, im Land geborene Jugendliche.

Noch am selben Tag erhielt meine Gruppe von fünf Mann den Befehl, mit einem offenen Wagen auf Patrouille zu fahren, um die Wasserleitung vor Angriffen zu schützen. Wir wirbelten viel Staub auf und fuhren immerzu die Wasserleitung entlang.

Nach einer Woche wechselte der Dienst, und wir mussten in der Nacht auf Patrouille gehen. Wir liefen in der Dunkelheit zehn oder 15 Kilometer zu



„Um legal eine Waffe tragen zu dürfen, leistete ich einen Eid auf König George VI.“. Im Negev, März 1948.

Fuß, lagen die ganze Nacht im Sand, in der Hoffnung, die Beduinen zu fassen, die oft genug am Tag oder nachts 50 bis 60 Zentimeter Sand wegschaufelten, um in die Wasserleitung zu schießen. Nie konnten wir sie dabei ertappen. Obwohl auch sie von der Wasserleitung profitierten, hatten einige dieser Nomaden sich auf das Sabotieren verlegt.

Im Oktober wurden wir in das neue religiöse kooperative Dorf Tkuma in der Nähe von Gaza transferiert. Auch von dort aus bewachten wir die Wasserleitung.

Meinen Jahresurlaub wollte ich Ende November 1947 bei meinem Bruder Erwin in Jerusalem verbringen. Ich fühlte mich sehr privilegiert, denn einige meiner Freunde, die so wie ich 1943 ins Land gekommen waren, hatten in der Schoa ihre ganze Familie verloren. Erwin war 15 Jahre älter und bereits seit 1935 im Land. Nach sechs Jahren beim britischen Militär hatte er 1946 abgerüstet und arbeitete nun bei der Stadtverwaltung. Am nächsten Morgen meldete das Radio einen arabischen Überfall auf zwei jüdische Busse. Mein Bruder erwartete mich am 28. November am Busbahnhof, und wir

gingen zu Fuß ins bucharische Viertel, wo mein Bruder ein Zimmer gemietet hatte. Am 29. November hörten wir Radio, um die Abstimmung der Generalversammlung der UNO zu verfolgen.

Teilungsplan

Wir jubelten, als wir hörten, dass die Mehrheit für die Teilung gestimmt hatte. 50 Jahre nach Gründung der zionistischen Bewegung rückte Theodor Herzls Traum in greifbare Nähe.

Heute wird oft „vergessen“, dass auch ein Staat für die Araber Palästinas entstehen sollte, die noch nie zuvor einen gehabt hatten. Doch am 21. September 1947 hatte Mufti Amin al-Husseini britische Beamte getroffen, die seine Meinung über den Teilungsplan erfahren wollten.

Er gab sich siegessicher: „Wir haben keine Angst vor den Juden“, sagte er. „Wir werden viele Verluste erleiden, aber am Ende müssen wir siegen. (...) Sie werden schließlich ins Nichts zerfallen, und wir haben keine Angst vor den Resultaten, es sei denn, Großbritannien, Amerika oder eine andere Großmacht interveniert. Doch auch dann werden wir kämpfen, und die arabische Welt wird immer feindlich

sein.“ Während die arabischen Führer den Beschluss der Vereinten Nationen mit Entrüstung ablehnten, wurde in den Straßen des Jischuw getanzt. Bereits am nächsten Morgen meldete das Radio einen arabischen Überfall auf zwei jüdische Busse in der Nähe von Kfar Syrkin im Zentrum des Landes mit sieben Todesopfern. Obwohl ich noch eine Woche Urlaub hatte und mein Bruder mich bat zu bleiben, packte ich meine Tasche, um nach Tkuma zurückzufahren.

Ich dachte, dass es auch dort arabische Angriffe geben könnte. Am 13. Dezember 1947 war meine Fünfergruppe zur Tagespatrouille eingeteilt. Doch ich wachte das erste Mal in meinem Leben mit schrecklichen Kopfschmerzen auf, es herrschte Chamsin, ein trockener, heißer Wind aus dem Osten, der feine Sandteilchen mitbringt. Ich fragte beim Frühstück, ob jemand mit mir tauschen wolle. Arie Schwarzmann war einverstanden, und unser Kommandant stimmte zu. Uns gegenüber hatte Arie behauptet, 18 Jahre alt zu sein, aber er war erst 16, als er zum Palmach kam.

Ich legte mich hin und versuchte zu schlafen. Mittags hörten wir Schüsse



„Die meisten von uns waren noch keine 20 Jahre alt, und die Offiziere waren auch nicht viel älter.“ Karl Pfeifer in Nir Am, Jänner 1948.

aus der Ferne, und bereits am frühen Nachmittag kam die Nachricht von der britischen Polizei in Gaza, dass unsere Kameraden von Beduinen getötet wurden und wir ihre Leichname bei der Polizei in Gaza abholen könnten. Ich schlief in der darauffolgenden Nacht ganz allein im Zimmer, denn meine vier Mitbewohner waren nicht mehr am Leben.

Ein schreckliches Gefühl zu wissen, dass ich nur deshalb noch lebte, weil ich am Morgen aufgrund meiner Kopfschmerzen um Ersatz gebeten

hatte. Am späten Nachmittag des 14. Dezember fuhren wir mit unserem offenen Fahrzeug und einem Lkw zur Polizeistation nach Gaza, um die Leichen abzuholen. Als wir in die Nähe der Tegart-Festung (die Tegart-Forts wurden im britischen Mandatsgebiet Palästina von 1936 bis 1939 und danach im Rahmen des Krieges gegen den arabischen Terror gebaut; der Initiator des Projekts war Sir Charles Tegart, ein ehemaliger Kommissar der indischen Polizei, *Anm. der Red.*) kamen, standen Araber mit Gewehren

in einer Entfernung von 20 bis 30 Metern und schossen auf uns. Zum Glück wurde keiner von uns getroffen.

Angekommen in der Festung, empfing uns ein britischer Polizeioffizier mit der Nachricht, dass die Leichen bereits nach Beer Sheva gebracht worden waren. Wir baten ihn, uns eine Schutzbegleitung zu stellen, doch er weigerte sich. Zum Glück durften wir den Einbruch der Dunkelheit abwarten, um zurückzufahren.

Am nächsten Morgen fuhren wir nach Beer Sheva. Hier hatte in der Polizeistation die britische Armee das Sagen. Die Offiziere hatten schon von unserem Abenteuer in Gaza gehört und begrüßten uns freundlich. Wir wurden verköstigt, und man bot uns Zigaretten an. Wir waren ja britische Hilfspolizisten in Uniform, und das bewog den britischen Kommandanten, uns eine Schutzbegleitung zu gewähren.

Vor uns fuhr ein Tank, hinter unseren beiden Fahrzeugen zwei Panzerwagen mit britischen Soldaten. Wir brachten die Leichname unserer Kameraden in den nahen Kibbuz Mishmar Hanegev. Gefallen waren unser Unteroffizier Israel Berkovits, 19 Jahre alt, und die Soldaten Jizchak Jehoschua Schuster, ebenfalls 19, Arie Schwarzmann (17), Shabtai Selins (18) und Schmuel (Mula) Unger, 17 Jahre alt. Ehre sei ihrem Andenken.

Bürgerkrieg

Im ersten Monat des Bürgerkriegs wurde uns klar, wie wenige und wie isoliert wir waren. Unser Regiment hatte nicht einmal die Hälfte der Sollstärke und bereits 25 Tote zu verzeichnen. Wir, die fünf überlebenden Palmachniks aus Tkuma, wurden in das neue Militärlager neben den Wasserbehältern von Mekorot bei Nir Am überstellt. Am Anfang fehlte es an allem, und so schliefen wir ein paar Tage im Freien, was uns aber wenig störte.

In Nir Am waren sowohl der Stab des zweiten Regiments als auch später der Stab der Negev Division stationiert. Anfang des Jahres 1948 wurde dort auch ein Feldspital mit 24 Betten und einem Operationssaal eingerichtet. Die meisten von uns waren noch keine 20 Jahre alt, und die Offiziere waren auch nicht viel älter. Beschäftigt waren wir mit Tages- und Nacht-

patrouillen. In der Nacht schlichen wir uns in die Nähe eines arabischen Dorfes mit Zwei-Inch-Mörsern und feuerten ein paar Mal in Richtung des Dorfes. Zweck der Übung war, die dort befindlichen Freischärler einzuschüchtern.

Mandatsmacht

Noch vor Beginn des Bürgerkriegs hatte das AHC, das Arab Higher Committee, das im November 1945 auf Initiative der Mandatsmacht gegründet und 1947 vom Mufti Amin al-Husseini geführt wurde, beschlossen, nichtarabische Söldner anzuheuern, um Araber auszubilden und an ihrer Seite zu

kämpfen. Dafür wurden aus britischen Kriegsgefangenenlagern in Ägypten entflozene deutsche Kriegsgefangene, Soldaten der polnischen Armee, die im Nahen Osten geblieben waren, britische Deserteure aus Armee und Mandatspolizei sowie bosnische Muslime und kroatische Ustascha-Faschisten, die aus Jugoslawien geflüchtet waren, von verschiedenen arabischen Gruppen angeworben.

Das Wissen, dass Deutsche, Bosnier und Kroaten ins Land gekommen waren, um gegen uns zu kämpfen, motivierte uns noch mehr, denn diese konnten sich nicht mehr auf Pflichterfüllung hinausreden, sie hassten

Juden. Wir waren – keine drei Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs – entschlossen, uns weder von den ausländischen Söldnern noch von irgendjemand anderem abschlagen zu lassen.

Dieser Text erschien erstmals in der „Jüdischen Allgemeinen Zeitung“. Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung von Dagmar Pfeifer, Karl Pfeifers Witwe.

Karl Pfeifer (1928–2023)

Karl Pfeifer, dieser unangepasste Vollblutjournalist, kritische Aufklärer, streitbare Moralist, glänzende Formulierer, wortgewaltige Zeitzeuge, Kämpfer gegen Ewiggestrige und Ewiggestrigkeit, schrieb buchstäblich bis an das Ende seines Lebens. Seine letzten Artikel erschienen im November und Dezember 2022. Am 6. Jänner 2023 starb Karl Pfeifer in Wien.

Als er 1979 seine journalistische Laufbahn begann und für die Wiener *Arbeiter-Zeitung* unter dem Pseudonym Karl Pfeifer Reportagen über die sozialen Zustände in Ungarn, über Korruption und Diskriminierung verfasste, war er bereits 51 Jahre alt. Später war er lange Jahre Redakteur der *Gemeinde*, der Zeitschrift der IKG; er arbeitete als Korrespondent für das israelische Radio, war Autor u.a. des Londoner Magazins *Searchlight*, des jüdischen Internetmagazins *haGalil*, der *Furche*, der *Jüdischen Allgemeinen Zeitung* und er schrieb Bücher: *Nicht immer ganz bequem*; *Bruderzwist im Hause Israel: Judentum zwischen Fundamentalismus und Aufklärung* (Co-Autor Theodor Much); *Einmal Palästina und zurück: Ein jüdischer Lebensweg* sowie *Immer wieder Ungarn. Autobiographische Notizen, Nationalismus und Antisemitismus in der politischen Kultur Ungarns*.

Geboren im August 1928 in Baden bei Wien als Sohn jüdisch-ungarischer Eltern, floh Pfeifer 1938 mit seinen Eltern nach Ungarn, wo er, wie er einmal schrieb, den „noch gemütlichen Antisemitismus“ kennenlernte und 1940 der sozialistisch-zionistischen Jugendorganisation Hashomer Hatzair beitrat. Gemeinsam mit fünfzig Kindern und Jugendlichen gelang ihm 1943, ehe Nazideutschland Ungarn besetzte, die abenteuerliche Flucht nach Palästina. Sechsendreißig seiner Verwandten wurden von den Nazis ermordet, sein Vater starb unmittelbar nach der Befreiung Ungarns im Budapester Ghetto. Karl Pfeifer lebte in einem Kibbuz, diente ab 1946 in der Elitetruppe Palmach und nach der Staatsgründung Israels bis 1949 in der israelischen Armee. 1951 kehrte er völlig mittellos nach Österreich zurück, schlug sich mit Gelegenheitsjobs durch. Und wunderte sich, wie viele Nazis noch immer unbehelligt durch Wien liefen. Einen Rechtsstreit, weil er in der *Gemeinde* die im FPÖ-Jahrbuch für politische Erneuerung veröffentlichte „Nazidiktion“ angeprangert hatte, gewann Pfeifer.

Spät wurde ihm auch vom offiziellen Österreich die ihm gebührende Ehre zuteil: 2018 erhielt er das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich,

2022 das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien und das

Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Bundesland Niederösterreich sowie, gemeinsam mit Lily Ebert (Großbritannien), Zwi Nigal (Israel) und Liliana Segre (Italien), den Simon-Wiesenthal-Preis.

Unter dem Titel *Zwischen allen Stühlen. Lebenswege des Journalisten Karl Pfeifer* produzierten 2008 Mary Kreutzer und Thomas Schmidinger einen Dokumentarfilm über Pfeifers Leben. Es wäre schön, würde ihn der ORF in memoriam rund um den 22. August, den 95. Geburtstag von Karl Pfeifer, zeigen. (Andrea Schurian)



Karl Pfeifer anlässlich der Verleihung des Simon-Wiesenthal-Preis im Mai 2022 im österreichischen Parlament.

© HANS PUNZAPA / PICTUREDESK.COM

Von Träumen und Tänzen



Reuven Rubin malte am liebsten die Landschaft seiner neuen Heimat und wurde nach dem Zweiten Weltkrieg erster Botschafter Israels in Rumänien.

Eine kleine Auswahl meiner Begegnungen mit Israelis aus mehreren Jahrzehnten.

VON OTMAR LAHODYNSKY

Als Journalist bereiste ich oft Israel. Aber neben dienstlichen Aufträgen für das *profil* war ich immer gerne auch privat in diesem Land und jedesmal beeindruckt von Begegnungen mit Israelis, egal welcher Alters- oder Berufsgruppe sie angehörten.

Da war im Sommer 1985 dieses lebenswerte, gastfreundliche Ehepaar, das ein kleines Strandhotel in Netya führte. Sie eine Wienerin, die in den 1930er Jahren als junge Zionistin nach Israel ausgewandert war. Er ein Pole, der als junger Mann seine Familie zurückließ und dann zur Gänze

in der Schoa verlor. Auch die Familie der Wienerin wurde in der Schoa umgebracht. Und dennoch fand sie bei Gesprächen mit mir und meiner Frau Ulli nur nette Worte. Nein, nach Wien wolle sie nicht mehr reisen „da würden zu viele Erinnerungen wach“, sagte sie leise. Aber dann fragte sie uns, ob im Kursalon Hübner immer noch Tanzveranstaltungen stattfänden. Dort habe sie als junges Mädchen gerne Walzer getanzt. Ich bejahte ihre Frage, und merkte, dass sie sich freute. Es gab auch gute Erinnerungen an ihre Jugend in Wien.

Auf der folgenden Reise durch Israel mit dem Leihwagen besuchten wir Arik Brauer in seinem Haus in den Bergen über Haifa. Auf dem Weg nahmen wir einen jungen Soldaten als Autostopper mit. Er sprach kein Wort Englisch. Plötzlich erklärte er uns die Weiterfahrt – auf jiddisch. Und das

war für uns nicht schwer zu verstehen. So fanden wir den richtigen Weg.

Das Ehepaar Brauer nahm uns freundlich auf, wir plauderten im Garten bei Tee und Kuchen. Arik Brauer verwies auf die vorherrschenden Braun- und Grüntöne der Landschaft, die sich auch in seinen Bildern wiederfinden: „Hier kann ich frei arbeiten und werde nicht – wie in Wien – ständig abgelenkt.“ Aber Besuche aus Wien seien ihm willkommen, meinte er lachend und freute sich über die mitgebrachten *profil*-Ausgaben. Sorgen bereitete ihm damals das Erstarren der FPÖ, „aber heute habe ich eine Zufluchtstätte, wenn es wieder gegen uns losgehen sollte.“

Die zwei Farben kamen mir später im Rubin-Museum in Tel Aviv wieder in den Sinn. Reuven Rubin, ein 1923 aus Rumänien zugewanderter Maler, hatte anfangs zu wenig Geld für Öl-

farben, so las ich im Museumsführer. Also kaufte er nur die Farben Braun und Grün, denn damit konnte er die Landschaft seiner neuen Heimat auf die Leinwand bringen. Rubin kehrte nach dem Zweiten Weltkrieg als erster Botschafter Israels nach Rumänien zurück. Da war er schon ein weltweit gefeierter Maler.

Ein immer interessanter und kundiger Gesprächspartner in Israel war Ben Segenreich, jahrelanger ORF-Korrespondent. Er gab mir wertvolle Hintergrundinformationen, gerne in seinem Lieblingscafé am Strand. „Israel ist ein Land, das ständig neue Fragen aufwirft. Bei allen Fehlern bleibt es aber die einzige Demokratie im Nahen Osten“, erklärte er einmal.

Uri Avnery, den aus Deutschland gebürtigen Journalisten und späteren Friedensaktivisten, habe ich oft und gerne getroffen. Der Mitbegründer der Menschenrechtsorganisation *Gusch Schalom (Friedensblock)* sprach sich für eine Zweistaatenlösung und gegen die israelische Besetzung der Palästinensergebiete aus. Mit PLO-Chef Yasser Arafat wäre ein Friedensvertrag möglich, weil er in seinem Volk ausreichend Autorität besitze, sagte er mir lange vor dem 1993 initiierten Abkommen von Oslo, das später scheitern sollte. Meinen in Tel Aviv geborenen Freund Samy Birnbach habe ich in den 1980ern in Brüssel kennengelernt. Er war Leadsänger der israelischen New Wave Kultband *Minimal Compact*, die europaweit Erfolge feierte. In seinen zeitlos wirkenden Songs tauchen ständig Erinnerungen an seine Heimat auf. Seltene Reunion-Konzerte in Israel sind ohne große Werbung bin-

nen Stunden ausverkauft. Ende 2019 war ich bei mehreren Auftritten dabei, im ehrwürdigen Konzertsaal Charles Bronfman Auditorium und in einem Club am Hafen.

Samy ist froh, unter der neuen Rechtsregierung von Benjamin Netanjahu nicht in Israel leben zu müssen. Junge Leute würden derzeit auch wegen der immens gestiegenen Mieten Tel Aviv verlassen, erzählt er. Seit seiner Heirat mit einer Wienerin ist Samy österreichischer Staatsbürger und musste daher seinen israelischen Pass abgeben. Er hatte gehofft, dass unter Benny Gantz der jüngst erfolgte Rechtsruck in Israel vermieden werden könnte: „Jetzt droht eine neue Intifada, weil bei uns korrupte Extremisten und Wahnsinnige regieren“. Mit Sorge beobachtete er schon vor einigen Jahren die Radikalisierung unter israelischen Arabern. In einem beliebten Café an der Dizengoff-Straße schoss ein Palästinenser wahllos auf Gäste. Wir hatten dort nur kurz davor zusammen an einem Tisch gegessen.

In einem Café in Tel Aviv habe ich 2016 auch Jair Lapid interviewt, der damals noch Oppositionspolitiker und zuletzt unter Premier Bennett Außenminister war. Er war entsetzt über die Gewalttaten junger Palästinenser, für die er islamistische Hetzer verantwortlich machte. „Europa und die USA haben geglaubt, man könne den islamistischen Terror hier im Nahen Osten gleichsam einschließen – also auf Syrien, den Irak, das Westjordanland und Gaza beschränken. Jetzt sehen alle, dass dies nicht funktioniert. Terror kennt keine Grenzen. Und er spaltet die Welt in zwei Hälften: Es gibt

die Angreifer und die Opfer. Es handelt sich um Terror gegen die zivilisierte Welt.“

Für eine Reportage über jüdische Siedler im Westjordanland interviewte ich einige Zuwanderer, von denen die meisten aus den USA stammten. In Hebron wohnte eine Jungfamilie in einem mit Stacheldraht umzäunten Haus mitten im Zentrum, wo sonst fast nur Palästinenser leben. „Wir sind hier, weil dieses Land uns Juden gehört“, erklärte mir eine aus Philadelphia eingewanderte junge Mutter: „Es ist unser Recht und unsere Pflicht, hier zu sein.“

Nicht weit entfernt liegt die Höhle, in der angeblich Abraham, seine Frau Sarah und seine Kinder bestattet wurden. Der Patriarch wird als Prophet Ibrahim zusammen mit seinem Sohn Ismael auch von Muslimen verehrt. Der US-amerikanische Komponist Steve Reich hat über die Höhle der Urväter der drei monotheistischen Religionen die Oper *The Cave* geschrieben. Eine Vision vom harmonischen Zusammenleben von Juden, Muslimen und Christen, die im heutigen Israel realitätsfremder denn je erscheint.



© WWW.RUBIN-MUSEUM.ORG

Das Rubin-Museum mitten in Tel Aviv: Eine Entdeckung für alle Kunstliebhaber, die Israel bereisen.

bmeia.gv.at

Fröhliches Pessach!

Pessach sameach!

 Bundesministerium
Europäische und internationale
Angelegenheiten

Wir wünschen allen Mitgliedern jüdischer Gemeinden in Österreich und allen Jüdinnen und Juden in der Welt ein frohes Pessach-Fest. **Pessach sameach!**



Regierung 1: Größte Krise Israels?

KOMMENTAR VON MARTIN ENGELBERG

Bei meiner jüngsten Reise nach Israel überschattete eine Frage alle Gespräche: Befindet sich Israel durch das Agieren der neuen Regierung in der größten Krise seit Bestehen des Landes?

Mit großer Verve warnten israelische Gesprächspartner der Linken, aber auch des Zentrums, vor dem Ende der Demokratie und des Rechtsstaates, vor der endgültigen Machtübernahme durch machtgeile und zugleich staatspolitisch unerfahrene Rechtsextremisten. Provokateure wären es, die jede Friedensperspektive zerstörten, gepaart mit Orthodoxen, welche ihre finanziellen Forderungen durchsetzen und allen anderen Juden und Jüdinnen ihre religiös-fundamentalistischen Ansichten aufoktroierten. Allesamt angeführt schließlich von einem Premierminister, dem es einzig und allein um seine persönlichen Bedürfnisse ginge, insbesondere die Einstellung der Verfahren gegen ihn.

Allerdings hat sich die Opposition wohl eine Reihe von Fehlern selbst zuschreiben: Erstens, die Wahlen verloren zu haben, welche durch und durch demokratisch abgelaufen sind – im Gegensatz zum Beispiel zu jenen in Ungarn. Die Wahl verloren, nicht zuletzt aus dem eigenen, schon fast traditionellen Unvermögen der linken sowie auch der arabischen Listen, sich so zusammenzuschließen, wie es die Rechte tat. So gingen wertvolle und entscheidende Stimmen durch Listen verloren, die den Einzug in die Knesset dann schließlich nicht schafften.

Der zweite Fehler war, sich auf lediglich einen programmatischen Punkt zu reduzieren: „Rak lo Bibi!“ – „Nur nicht Netanjahu!“ Dieser gemeinsame Schwur hat wohl den Zentrumsparteien von Benny Gantz und Jair La-

pid schon bei den Wahlen geschadet und Netanjahu Wähler zugetrieben.

Drittens hat sich die „vernünftige Mitte“ durch dieses Gelöbnis dann auch noch bei den Koalitionsverhandlungen gelähmt und sich selbst aus dem Spiel genommen. Denn schließlich hatte eine Mehrheit der Israelis durch ihre Wahl bestimmt, dass Netanjahu wieder Premierminister werden solle. In vollem Bewusstsein der Verfahren, die gegen ihn laufen und der rechtsextremen und religiös-orthodoxen Partner, mit denen er sich zusammenschließen würde, da sich eben die anderen Parteien einer Zusammenarbeit mit Bibi verweigerten.

Schließlich, nicht zu vergessen, gibt es heute in Israel eine deutliche Mehrheit rechts der Mitte, des „jüdischen“ Israels, welche die Sicherheit und Stärke Israels als oberste Priorität sieht, hinsichtlich einer Lösung mit den Palästinensern sehr skeptisch ist und den Charakter Israels als jüdischen Staat erhalten möchte.

Vor allem die grundlegende Reform des Justizsystems, aber insbesondere der doch recht speziellen Machtposition des Obersten Gerichtshofes, erhitzte die Gemüter – jedenfalls zu dem Zeitpunkt, als dieser Artikel geschrieben wurde – besonders. Verärgert hat die Rechte insbesondere der große Entscheidungsspielraum, den sich die Oberrichter immer wieder angemaßt haben angesichts der Nicht-Existenz einer Verfassung und eines „Gummiparagrafen“. Dieser gibt dem OGH die Möglichkeit, aufgrund des Tatbestandes eines vom Gericht ausgemachten „unangemessenen Verhaltens“ Urteile zu fällen. Bis hin zum Ausschluss eines Ministers und auch des Premierministers von seinem Amt.

Die eingeleitete Justizreform trieb zehntausende Demonstranten auf

Israels Straßen. Sie fürchten die Entmachtung des Obersten Gerichtshofes – für sie Hüter der Menschenrechte, der Demokratie und der Rechtsstaatlichkeit in Israel. Zuletzt schaltete sich auch wiederholt der israelische Präsident Isaac Herzog ein, warnte vor einem „verfassungsrechtlichen und sozialen Zusammenbruch“ des Landes, forderte die Regierung und Opposition zu Verhandlungen auf und legte selbst einen Kompromissplan zu den strittigen Punkten vor.

Steht also Israel, im Jahr seines 75. Geburtstages, tatsächlich vor einer historischen Weggabelung, vor einer noch nie dagewesenen Krise? Man erinnert sich vielmehr an so manche politische Situation in Israel, bei der Ähnliches behauptet wurde: Zum Beispiel, als Menachem Begin 1977 erstmals die Wahlen gewann und von der bis dahin alles dominierenden Arbeiterpartei das Ruder übernahm. Begin sei ein berüchtigter Terrorist gewesen, er würde Israel in den Faschismus führen.

Als Ariel „Arik“ Scharon im Jahr 2001 Premierminister wurde, fürchteten viele Israelis, das Land würde unter seiner Führung in Schlachten und Kriegen untergehen.

So sollte man optimistisch bleiben, dass Israel schließlich auch diese Krise meistern und weiterhin der einzige demokratische und rechtsstaatliche Leuchtturm des Nahen Ostens bleiben wird.



Regierung 2: Die Revanche der Provisorien

KOMMENTAR VON ERIC FREY

Schon kurz nach ihrem Amtsantritt hatte die Koalitionsregierung von Langzeitpremier Benjamin Netanjahu mit massivem Widerstand auf drei verschiedenen Fronten zu kämpfen: Zivilgesellschaft und Opposition mobilisierten Massendemonstrationen gegen die geplante Justizreform, die auf eine Entmachtung des Justizapparats und des Obersten Gerichtshofs herauslief; massive Kritik an dieser und anderen Maßnahmen kam aus den USA, und nicht nur von den regierenden Demokraten, sondern auch von sonst so israelfreundlichen jüdischen Organisationen; und es kam zu einer bedrohlichen Häufung von Terrorangriffen von Palästinensern in Israel und aus den besetzten Gebieten.

Wie sich diese dramatischen Ereignisse weiter entwickeln würden, ließ sich beim Redaktionsschluss dieser Ausgabe von *NU* nicht voraussagen. Aber die Ursachen lassen sich analysieren – und die gehen über die offensichtliche Radikalität der rechtesten Regierung in Israels Geschichte, die in den letzten Wahlen nur durch Zufälligkeiten im Wahlrecht zu ihrer Mehrheit kam, hinaus. Bei der Staatsgründung vor 75 Jahren und in den Jahrzehnten danach wurden in Israel entscheidende Grundsatzfragen offengelassen, die in anderen Ländern selbstverständlich geregelt wurden.

Das mag überraschen, wenn man bedenkt, wie konsequent und detailbesessen die jüdische Religion an die Regelung von Glauben, Alltag und Gerechtigkeit herangeht. Aber der Zionismus war eine säkulare Bewegung mit tiefreligiösen Wurzeln, der einen Staat auch in einer völkerrechtlichen Grauzone schuf. Und da sich dieses Spannungsfeld nicht auflösen ließ, wurden in zumindest drei Bereichen

Provisorien geschaffen, die bis heute anhalten – und nun zu den politischen Tumulten beitragen.

Das erste Provisorium ist das Fehlen einer Verfassung. Es gibt zwar ein paar Grundgesetze, die aber alle von der Knesset mit einfacher Mehrheit abgeändert werden können. Das ist in der demokratischen Welt einmalig. Auch Großbritannien hat zwar keine formale Verfassung, aber stark abgesicherte Grundrechte und Barrieren gegen willkürliche politische Änderungen. 75 Jahre haben sich alle israelischen Regierungen der Autorität eines Obersten Gerichtshofs unterworfen, der mit Augenmaß, aber einer gewissen Konsequenz für die Einhaltung von Grundrechten und Rechtsstaatlichkeit eingetreten ist – immer wieder auch gegen Entscheidungen der Besatzungsbehörden und des orthodoxen Oberrabbinats.

Das lag daran, dass alle Regierungen auf diversen Koalitionen basierten, die sich auf eine radikale Abkehr von diesem System hätten gar nicht einigen können. In Netanjahus jetziger Regierung fehlen diese Gegengewichte. Likud, Nationalreligiöse und Orthodoxe sind sich einig, dass sie die Fesseln der liberal-säkularen Justiz endlich abstreifen wollen. Für Netanjahu ist die Justizreform ein persönliches Anliegen: Er will die Strafverfahren wegen Korruption und Amtsmissbrauch, die er als politisch motivierte Hexenjagd empfindet, gegen ihn endlich beenden.

Die neuen Justizgesetze machen aus Israel eine rechtsstaatliche Bananenrepublik. Ein ähnliches Ziel hatte die rechtsnationale PiS-Regierung in Polen verfolgt, mit dem Unterschied, dass diese sich an die Grundregeln der Europäischen Union halten und unter Druck aus Brüssel zahlreiche Maßnahmen wieder aufgeben musste.

Israel kennt solche Einschränkungen der Souveränität nicht. Dort ist es nur der Druck der Zivilgesellschaft, der Wirtschaft und vom Verbündeten USA, der den Spielraum der Regierung einschränken könnte.

Weniger Aufmerksamkeit hat ein anderer Plan der Regierung bisher erhalten, der ebenfalls ein Provisorium aus 1948 abändern würde: das Staatsbürgerschaftsrecht. Für einen Staat, der sich als Heimstätte aller Jüdinnen und Juden definiert, ist es auffällig, dass die Frage, wer eigentlich Jude ist, nie klar beantwortet wurde. Für das Recht auf Einwanderung wurde die Definition des NS-Regimes herangezogen: Es genügt ein jüdischer Großelternanteil. Das Familienrecht richtet sich nach der orthodoxen Halacha: jüdische Mutter oder Übertritt nach orthodoxen Regeln. Weil es keine standesamtliche Eheschließung gibt, können viele Einwanderer in Israel nicht heiraten und müssen ins Ausland, meist nach Zypern, ausweichen oder nur eine Lebensgemeinschaft bilden. Bei Übertritten nach nicht-orthodoxem Ritus wurde bis vor kurzem zwischen jenen im Ausland und denen in Israel unterschieden; nur die ersteren berechtigten zur Staatsbürgerschaft. Erst der Oberste Gerichtshof beendete diese unlogische Regelung zumindest auf dem Papier.

Nun aber will die Regierung auf Druck der beiden ultra-religiösen Koalitionspartner das Einwanderungsrecht verschärfen, und zumindest einen jüdischen Elternteil oder einen orthodoxen Übertritt verlangen. Das ist vor allem gegen die Welle der Einwanderung aus Russland von Menschen mit wenig Bezug zum Judentum gerichtet, empört aber weite Teile des nordamerikanischen Judentums, wo die Mehrheit der Gemeinden nicht

orthodox sind. Werden diese Pläne konsequent durchgezogen, könnte das die finanzielle und politische Unterstützung aus den USA, dem bei weitem wichtigsten Verbündeten, schwächen und damit auch Israels nationale Interessen gefährden. Da dies Netanjahus Interessen entgegenläuft, ist hier noch alles offen.

Das dritte und signifikanteste Provisorium sind die Grenzen des Staates und der Status der seit 1967 besetzten Gebiete. Auch 55 Jahre danach pocht Israel darauf, dass die Besetzung des Westjordanlandes ein temporärer Zustand ist, der einmal in einem Friedensvertrag geregelt werden soll. De facto hat Israel dieses Gebiet durch die laufende Ausweitung der Siedlungen weitgehend annektiert

und die dort lebenden Palästinenser gegenüber den jüdischen Siedlern zu Bürgerinnen zweiter Klasse degradiert. Aber internationaler Druck und das Bestreben, dem Friedensprozess nicht endgültig die Tür zuzuschlagen, haben der völkerrechtlich illegalen Annexion einen Riegel vorgeschoben.

Der rechtsextreme Parteienblock von Itamar Ben-Gvir und Bezeal Smotrich will diese Einschränkungen in ihrem Judäa und Samaria nicht mehr hinnehmen und auf den wachsenden gewalttätigen Widerstand aus der palästinensischen Bevölkerung, dem sich auch immer mehr junge Palästinenser mit israelischer Staatsbürgerschaft anschließen, mit stärkerer Repression beantworten. Zu Ende gedacht würde diese Politik in eine Mas-

senvertreibung der palästinensischen Bevölkerung münden – ein Szenario, mit dem die Rechtsextremen offen spielen, das aber Israel zu einem tyrannischen Aggressor machen und international völlig isolieren würde.

Terror und Repression sind im israelisch-palästinensischen Konflikt nichts Neues. Aber die aktuelle Gewaltwelle könnte sich als Vorbote einer Entwicklung erweisen, die die ersten beiden Intifadas an Brutalität bei weitem übertrifft und Israel in seinen Grundfesten erschüttert.

**MEHR KULTUR.
MEHR MÖGLICH.**

OÖ. KULTURSOMMER
Festivals landesweit genießen

KUNST UND KULTUR ENTDECKEN
Landestheater Linz / OÖ. Landes-Kultur GmbH /
OÖ. Landesmusikschulwerk / Bruckner Orchester Linz /
Anton Bruckner Privatuniversität OÖ /
StifterHaus / OÖ. Landesbibliothek /
OÖ. Landesarchiv / Kunstsammlung des Landes OÖ

 www.facebook.com/oe.gv.at
 www.instagram.com/landoberoesterreich
www.land-oberoesterreich.gv.at

Kultur 

Foto: © www.pphipp.com
Bezahlte Anzeige

Mein anderes Vaterland



Salomons Säulen in Timna.

Wenn es um Israel geht, bin ich befangen. Doch ich weiß um meine Befangeneheit Bescheid.

VON ESTHER SCHAPIRA

„Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen“, hatte Theodor Herzl 1897 nach dem Zionistenkongress in Basel geschrieben. Fünfzig Jahre später war es tatsächlich so weit, aber märchenhaft war es nie. Nur die Schlussformel eines Märchens ist Realität geworden: „Wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute“. Das Volk Israel lebt. Der Tod verhalf dem Staat zum Leben. Für einen kurzen Moment hielt die Weltgemeinschaft 1947 inne. Das Versagen, die verweigerte Hilfe, die geschlossenen Grenzen hatten Millionen ihren Mördern ausgeliefert. Wie konnte es noch einen Zweifel am moralisch und historisch legitimen Anspruch der Juden auf ihren eigenen Staat geben, in dem sie künftig Zuflucht finden würden?

„Wir sind ein Volk – der Feind macht uns ohne unseren Willen dazu, wie das immer in der Geschichte so war. In der Bedrängnis stehen wir zusammen, und da entdecken wir plötzlich unsere Kraft, einen Staat, und zwar einen Musterstaat, zu bilden“, hatte Herzl frohlockt. Wie zufrieden wäre er mit dem Ergebnis gewesen?

Ein „Musterstaat“ ist es nicht geworden, aber immerhin ist der einzige jüdische Staat eine liberale Demokratie, fehlerhaft und voller Widersprüche, so wie alle liberaldemokratischen Staaten dieser Welt.

Gleichwohl gibt es einen entscheidenden Unterschied: Keinem anderen Staat werden seine Fehler so hoch in Rechnung gestellt wie Israel. Von anderen und von sich selbst. Die Enttäuschung darüber, dass Israel den eigenen moralischen Maßstäben und den Erwartungen der Weltgemeinschaft nicht durchgängig entspricht, trägt zuweilen groteske Züge. „Ausgerechnet Israel, ausgerechnet die Juden“, tönt es vielstimmig und empört, ganz so, als ob Auschwitz eine Schule der Menschlichkeit gewesen wäre, deren Lektion die Opfer doch bitte gelernt haben sollten.

Das ist umso unverständlicher, als sonst traumatisierende Erlebnisse für mildernde Umstände sorgen. Nicht so im selbstgerechten Weltgericht gegenüber Israel. Tatsächlich haben die Juden die Lektion gelernt, dass sie jede Drohung bitterernst nehmen müssen, und sei sie für Außenstehende noch so absurd und unvorstellbar. Wenn der Reichskanzler Hitler seiner Ankündigung der „Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa“ mit tatkräftiger Unterstützung des deutschen Kulturvolkes Massenerschießungen, Deportationszüge und Gaskammern folgen ließ, warum sollte dann die arabische Fantasie, „die Juden ins Meer zu treiben“ oder die iranische Drohung, „das zionistische Gebilde“ atomar auszulöschen, weniger glaubhaft sein?

Verweigerung der Empathie

Während ich dies schreibe, denke ich mich in Rage. Die Verweigerung der Empathie für ein Volk und sein Land, das von Anfang an um sein Überleben kämpfen musste und das noch nie erlebt hat, was für die meisten der Kritiker und Kritikerinnen selbstverständlich ist, dass es zwar Nachbarschaftskonflikte, vielleicht sogar Bürgerkriege gibt, dass die pure Existenz des Staates aber nicht in-

frage gestellt wird, lässt mich immer wieder zur Staatsanwältin Israels werden, die wütend die Ungerechtigkeit und Doppelstandards anklagt, mit denen dem jüdischen Staat ein ums andere Mal kurzer Prozess gemacht wird.

Und was ist mit meiner Kritik an der israelischen Politik im Umgang mit der arabischen Minderheit im Land und der palästinensischen Bevölkerung? Im geschützten Gesprächsraum in Israel und in jüdischen Gemeinschaften ist sie laut und klar vernehmbar. Auf der Bühne der Öffentlichkeit aber lauert die Gefahr, missverstanden zu werden. Sobald ich sie betrete, spüre ich diesen Reflex, leiser zu werden. Der Applaus von Freunden tut gut, der Beifall von Feinden schmerzt. Beides ist gefährlich und verführt dazu, nicht die ganze Wahrheit zu sagen. Der Talmud aber warnt: „Eine halbe Wahrheit ist eine ganze Lüge.“

Schwieriger Balanceakt

Nicht immer gelingt mir der schwierige Balanceakt, weder die eigenen politischen Überzeugungen eines gerechten Miteinanders noch jenes bedrohte kleine „Vaterland“ zu verraten. Zuweilen kollidieren mein berufliches Selbstverständnis und meine private Sehnsucht. Die Journalistin in mir warnt eindringlich vor vorschnellen Urteilen, besteht auf gründliche Recherche und will genau hinsehen. Die Tochter meines Vaters wirbt um Nachsicht auch bei Verfehlungen des jüdischen Staates, sie versteht, verteidigt, verzeiht. Es stimmt: Wenn es um Israel geht, bin ich befangen.

Was mich aber von so vielen gnadenlosen Israelkritikern und -kritikerinnen in meinem Umfeld und im Netz, zumal in Deutschland, unterscheidet, ist das Wissen um meine Befangeneheit. Ich gestehe sie mir ein. Ich spüre, wie mir das Herz bis zum Hals schlägt, wenn Herzls Traumland in der hässlichen Wirklichkeit erwacht.

Der Essay ist – in gekürzter Fassung – dem von Erwin Jabor und Stefan Kaltenbrunner herausgegebenen Buch „Israel. Was geht mich das an?“, Edition mena watch, entnommen.



© VOTAVA/BRANDSTÄTTER IMAGES/PICTUREDESK.COM

Die israelische Außenministerin Golda Meir am 2. Oktober 1973 zu Gesprächen im Bundeskanzleramt bei Bruno Kreisky. Dieser beharrt auf der Schließung des Transitzentrums Schloss Schönau.

Angespanntes Verhältnis

Der israelische Diplomat Daniel Aschheim widmet sich in „Kreisky, Israel and Jewish Identity“ einem bislang wenig erforschten Aspekt der Biografie des österreichischen Langzeitkanzlers.

VON MICHAEL J. REINPRECHT

Daniel Aschheim stellt den „Marchegg Incident“ ins Zentrum seines Buches. Diese „Geiselnahme von Marchegg“ ist auch Angelpunkt der Politik Kreiskys gegenüber Israel, gilt als Symbol seines komplizierten Verhältnisses zum jüdischen Staat. Seit 1964 hatte der von der Jewish Agency angemietete „abgewirtschaftete Schlossbau“ (© *Spiegel*) rund 70.000

Juden und Jüdinnen aus der UdSSR als Durchgangsstation zur Weiterreise nach Israel gedient. Goldene Zeiten der bilateralen Beziehungen, von der *Jerusalem Post* gar als „the best ever“ beschrieben, so Aschheim.

Dann zu Rosch Haschana, in den ersten Tagen des Monats Tishrei 5734, also am Freitag, dem 28. September 1973 vormittags – der Chopin-Express aus Moskau war gerade in der Grenz-/ Zollstation Marchegg eingefahren –, passierte es: Zwei palästinensische Terroristen brachten drei aus der Sowjetunion angereiste jüdische Fahrgäste sowie einen österreichischen Zollbeamten in ihre Gewalt und verlangten, mit den vier Geiseln Richtung Nahost ausgeflogen zu werden. Kreisky gab nach: Noch am selben Tag beschloss ein Sonderministerrat die sofortige Schließung von Schloss Schönau als Transitstation ausreisewilliger Sowjetjuden. Premierministe-

rin Golda Meir, gerade zu Besuch beim Europarat in Straßburg, war empört: „There can be no deal with terrorists“. Sie kürzte ihren Aufenthalt im Elsass ab und flog nach Wien.

Daniel Aschheim gelingt es, diese Tage packend zu schildern, wie einen Thriller, der den Ablauf des nunmehr 50 Jahre zurückliegenden „Zwischenfalls“ in Erinnerung ruft. Denn während „Marchegg“ und die folgende schwere Krise in den Beziehungen Wien–Jerusalem im kollektiven Gedächtnis Israels fest verankert sind, scheint die Erinnerung daran im österreichischen historischen Narrativ verblasst. So auch das Gespräch mit Golda Meir, nur drei Tage später; Kreisky gibt nicht nach, beharrt auf der Schließung des Transitzentrums Schloss Schönau. Aschheim gibt selbst der ikonischen Anekdote, der sozialdemokratische österreichische Bundeskanzler habe der sozialdemo-

„Die Qualität des Judentums als die eines Volkes sah Kreisky nicht. Israel war für ihn ein Land wie jedes andere. Das Faktum, selbst Jude zu sein, hatte keinerlei Bedeutung für seine Beziehung zu Israel.“

kratischen israelischen Premierministerin nicht mal ein Glas Wasser angeboten, Raum.

Marchegg symbolisiert das komplizierte, angespannte, ja, teils widersprüchliche Verhältnis des österreichischen Langzeitkanzlers mit seiner Identität als Jude und vor allem in Bezug auf den Staat Israel. Deutlich wird dies von Aschheim auch mit der Kreisky-Peter-Wiesenthal-Affäre aus 1975 vor Augen geführt, als Kreisky den „Nazi-Jäger“ Wiesenthal als Chef einer „konservativen jüdischen Mafia“ (©Aschheim) beschimpft.

Opferrolle

Im Gespräch mit *NU* erklärt der österreichische Spitzendiplomat und Bruno Kreiskys Langzeit-Sekretär, Wolfgang Petritsch, das vergiftete Verhältnis Wiesenthal–Kreisky mit deren diametral entgegengesetzten Lebensmodellen: Kreisky sei als nicht-religiöser, assimiliertes, bürgerlicher Jude antizionistisch eingestellt gewesen und habe daher für die von Wiesenthal eingenommene Opferrolle so gar kein Verständnis aufbringen können. „Kreisky war sein Leben lang ein Jude aus der Vor-Holocaust-Zeit“, wird Petritsch von Aschheim zitiert.

Vor der Tatsache, dass 21 seiner Familienmitglieder Opfer der Schoa waren, hat Kreisky die Augen verschlossen. Er war Antizionist und nicht-religiös, er sei Agnostiker, sagte er immer wieder. Um sein Jüdischsein baute er ein „gepanzertes Schild“. Oder, wie es der Wiener Historiker Oliver Rathkolb in Aschheims Buch ausdrückte: „Das Judentum war Kreiskys Achillesferse“. Die Qualität des Judentums als die eines Volkes sah Kreisky nicht. Israel war für ihn ein Land wie jedes andere. Das Faktum, selbst Jude zu sein, hatte keinerlei Bedeutung für seine Beziehung zu Israel. „So sehr ich

mich auch bemühe“, zitiert Aschheim den ehemaligen österreichischen Bundeskanzler in seinem Buch, „ich kann nicht erkennen, warum mir das Land meiner Vorfahren (Österreich-Ungarn) weniger lieb sein sollte als ein Wüstenstreifen, zu dem ich keine Bindungen (keinen Bezug) habe“.

Kreisky spielte bewusst mit dem Antisemitismus; er wusste nur zu gut über die „österreichische Seele“ Bescheid und profitierte politisch davon. Durch seine Geringschätzung der „Ostjuden“ – und als einen solchen sah und bezeichnete er auch Wiesenthal – hat er den Antisemitismus in Österreich auch befeuert. Gleichzeitig diente Kreisky als „exzellentes Alibi“, wie der damalige *Maariv*-Korrespondent Menachem Oberbaum dem Buchautor gegenüber darlegte: Wie könne man behaupten, die Österreicher seien antisemitisch? „Wir haben doch einen jüdischen Bundeskanzler gewählt!“

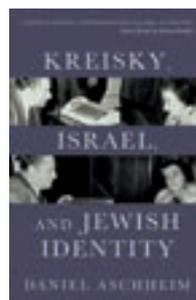
Opfermär

Wie Aschheim schreibt, war Kreisky getrieben von antifaschistischer Überzeugung. Verständnis entwickelte er gegenüber NS-Genossen, mit denen er 1936 gemeinsam im Kerker saß. Sein Hass galt dem Ständestaat, dessen geistiger Vater die Christlichsoziale Partei war. Seine Gegnerschaft zur ÖVP als Nachfolgepartei der Christlichsozialen blieb zeitlebens Triebfeder seines politischen Handelns. Dass Wiesenthal ÖVP-Mitglied war, mag übrigens in Kreiskys Auseinandersetzung mit dem „Nazijäger“ eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben. Bruno Kreisky lehnte ein Einbekenntnis der österreichischen Mitschuld an den NS-Verbrechen ab, sondern machte die Mär von Österreich als dem ersten Opfer Hitlerdeutschlands gewissermaßen zur Staatsdoktrin. Aschheim lässt die 1970er und 1980er

Jahre wieder aufleben, weckt Erinnerungen. Beim Lesen wird man, je nach Neigung, die eine oder andere Facette dieses politischen Sachbuchs mit einem Lächeln oder einem Kopfschütteln wiedererkennen.

Neben reichlichem Quellenmaterial aus Archiven und Literatur stützt sich Aschheim besonders auf Oral History, führt zahlreiche Gespräche und Interviews mit Weggefährten und Zeitzeugen, vor allem aus Österreich und Israel. Diese persönliche Note macht die Lektüre kurzweilig und leuchtet Aspekte aus Bruno Kreiskys politischem Leben aus, die man bisher in der Fachliteratur nicht so leicht zu finden vermochte.

Kreisky, Israel and Jewish Identity hat das Potenzial zum Standardwerk über die umstrittene Persönlichkeit Bruno Kreiskys. Über den Sonnenkönig, den österreichischen Bundeskanzler der Jahre 1970-1983, dem es gelungen ist, die österreichische Gesellschaft aus dem Mief der Fünfziger Jahre in die Moderne zu führen. Der aber, trotz seines Bemühens um den Frieden im Nahen Osten das Verhältnis Wiens mit Jerusalem für Jahrzehnte beschädigt hat.



Daniel Aschheim
Kreisky, Israel and Jewish Identity (engl.)
University of New Orleans Press, 2022
18,95 \$ (Paperback)

Zufluchtsort Israel



Die Zukunft kann beginnen: Ein Hafenzwischenpolizist in Haifa 1948 mit zwei neu eingewanderten Staatsbürgern.

Die Geschichte einer Einbürgerung

VON NATHAN SPASIĆ

In der Regel kommt jeder mit einer Staatsbürgerschaft zur Welt. Es ist bereits der erste maßgebliche Faktor, der bestimmt, unter welchen Rahmenbedingungen das weitere Leben vonstatten gehen soll. Die Zuteilung folgt dem Zufallsprinzip, und daraus leitet sich auch die Anzahl der offenen Türen ab.

Aus diesem Zufall leiten sich aber auch absurde Gefühle wie etwa Nationalismus ab. Weniger absurd, sondern durchwegs real sind mit der Staatsbürgerschaft verbundene Privilegien. Wenn man also mit einer guten, etwa der österreichischen, Staatsbürgerschaft zur Welt kommt, warum würde man sich um eine andere bemühen? Und viel konkreter, warum würde man sich um eine israelische bemühen?

So eine Person bin ich, und diese Frage stellten sich einige Leute in meinem Umfeld. Nicht zuletzt meine Eltern, die mit Israel eigentlich nur die schöne Zeit assoziieren, die sie in ihren jüngeren Jahren dort verbracht haben. Eine einfache Rechenaufgabe lässt darauf schließen, dass ich dort ge-

zeugt wurde. Der Storch brachte mich allerdings nach Wien. Meine erste Reise nach Israel war eine Rundreise. Vom Tiberias im Norden über Jerusalem und Tel Aviv, ein Zwischenhalt in einem Kibbuz am Toten Meer und einige Tage in Eilat. Überwältigend viel auf überraschend wenig Raum. Für einen Europäer erfordert Israel einiges an Umgewöhnung. Nationalflaggen, Soldaten und ein Unruhegefühl sind neben den vielen schönen Seiten ein ständiger Begleiter. Als Kind fand ich das faszinierend, und irgendwie zog es mich immer nach Israel. Vielleicht war es auch einfach nur das gute Essen und mein Interesse für Geschichte.

Jedenfalls wuchs mein Bezug zu Israel mit den Jahren immer weiter. Während meiner Studienzeit prägten Philosophen wie Moische Postone mein Verständnis eines jüdischen Staates. Was bedeutet das eigentlich, ein jüdischer Staat? „Wer ein Jud' ist, das bestimme ich“ – die von Karl Lueger geprägte Handlungsmaxime blieb mir immer schon wie ein unangenehmer Schleimbissen im Rachen stecken. Man ist nur so lange Wiener, bis man einer Minderheit zugeordnet wird, und sei es auch nur aufgrund eines entfernten Vorfahren. Das ist doch beängstigend.

Mag sein, dass in der heutigen Zeit diese Angst etwas unbegründet ist. Andererseits kann es aber nicht schaden, einen Zufluchtsort zu haben. Somit war für mich immer schon klar, dass Israel, der jüdische Staat, keine religiöse Funktion erfüllt, sondern eine rein pragmatische. Israel ist die Beruhigungstablette, die man immer mit sich führt und hofft, nie einnehmen zu müssen. Ich sehe das auch als ein politisches Bekenntnis zum Staat Israel, quasi eine Unterstützungserklärung.

Der Weg zur Staatsbürgerschaft ist nicht einfach. Umso schwieriger ist es, wenn man nicht unbedingt vorhat, „Alija“ zu machen, sprich, nach den Bestimmungen des Rückkehrgesetzes nach Israel zu emigrieren. Geschuldet der Tatsache, dass mein Lebensmittelpunkt in Europa ist, war für mich klar, dass es einen anderen Weg braucht.

Nach einer Google-Recherche ergab sich: Ich bin bereits Staatsbürger, ohne es zu wissen, denn ein Elternteil war zum Zeitpunkt meiner Geburt Israeli. Somit sei ich es automatisch auch, so Google. Also kontaktierte ich eine Anwaltskanzlei, die mir erklärte, dass ich zwar Israeli sei, allerdings müsse ich mich gerichtlich eintragen lassen.

So einfach ist dies aber nicht, da meine Eltern zum Zeitpunkt meiner Geburt in wilder Ehe lebten. Ich müsse also belegen, dass meine Eltern tatsächlich meine Eltern sind. Darüber hinaus müsse ich auch einen DNA-Test machen. Bei verheirateten Paaren brauche man das nicht, denn schließlich hat man sich ewige Treue geschworen – vor dem Staat und vor Gott. Das sei eine ausreichende Garantie. Kein Problem, dachte ich mir in meiner Naivität, und schickte den Anwälten eine Kopie meiner Geburtsurkunde. Quasi augenblicklich bekam ich einen Anruf aus Israel. Diese Geburtsurkunde könne auch gefälscht sein und würde jedenfalls vor keinem Gericht in Israel standhalten, welches schlussfolgernd nie einen DNA-Test, somit die letzte Formalie, anordnen würde. Wie käme ich denn auf die Idee, so etwas zu schicken? Ich solle selbstverständlich eine Geburtsurkunde mit Apostille organisieren, das Spitalsarchiv aufsuchen und am besten eine Stellungnahme von dem Arzt einholen, der mich aus dem Mutterleib hinausbegleitete. Mir fiel die Kinnlade runter.

Nach einer monatelangen Odyssee und mehreren Anläufen hatte ich endlich alle Dokumente und Stellungnahmen beisammen. Ich hätte Glück, so die Dame im Spitalsarchiv, denn normalerweise werden die Unterlagen nicht so lange aufbewahrt. Das Gericht in Israel gab sich damit zufrieden.

Ich denke, dass jeder Israeli etwas anderes mit seiner Staatsbürgerschaft verbindet. Für manche ist es eine Tatsache, die sie von Geburt an begleitet, für andere wie mich ist es ein sicherer Hafen und der Ausdruck einer innigen Verbundenheit. Da nimmt man auch gerne die löchernden Fragen israelischer Grenzbeamter in Kauf!

Regierung 3: Fast ein Wunder

© KOBI GIDEON/GOVERNMENT PRESS OFFICE



Stimmt die Richtung? Wahlplakate für Benjamin Netanjahu im Jahr 2015 auf den Straßen Jerusalems.

Dass die neue Regierung unter Benjamin Netanjahu die Macht des Obersten Gerichtshofs einschränken will, ruft Widerstand hervor. Doch tatsächlich ist es in Israel um die Demokratie besser bestellt als befürchtet.

VON THEODOR MUCH

Im Jahr 2021 hat die Generalversammlung der UNO insgesamt vierzehn antiisraelische Resolutionen gefasst und in diesem Zeitraum lediglich vier Verurteilungen von Staaten wie dem Iran, Nordkorea, Myanmar und Russland ausgesprochen. Derartig einseitige Kritik nennt etwa Natan Scharanski, der 2020 den Genesis-Preis bekommen hat, als „Doppelstandard“ der Kritik. Der Glaubwürdigkeit des internationalen Gremiums dient dergleichen Verhalten nicht.

Seit der Unabhängigkeitserklärung Israels im Jahr 1948 wird Israel von Gegnern des Staates massiv angegriffen und oftmals schwer (und oft

antisemitisch) verleumdet. Dem jüdischen Staat wird – insbesondere von autoritären Staaten, in denen Menschenrechte mit Füßen getreten werden – vorgeworfen, Kolonialpolitik zu betreiben und ein Apartheidstaat zu sein. Es wird auch oftmals behauptet, dass Israel kein demokratischer Staat sei.

Um diese Behauptung zu entkräften, genügt ein Blick auf den internationalen Demokratieindex, der von der britischen Zeitschrift *The Economist* berechnet wird und den Grad der Demokratie in 167 Ländern misst. Er wurde erstmals 2006 und seither jährlich veröffentlicht. Alle Länder werden anhand fünf verschiedener Faktoren (Wahlprozess und Pluralismus, Funktionsweise der Regierung, politische Teilhabe, politische Kultur, Bürgerrechte) bewertet und mittels der errechneten Punktezahl in eine von vier Kategorien einsortiert: vollständige Demokratien, unvollständige Demokratien, Hybridregime und autoritäre Regime. In der Ausgabe für das Jahr 2022 wurden nur 24 Länder als „vollständige Demokratie“ eingestuft (Österreich belegte Platz 20). Israel landete auf Platz 29 und gilt – wie Portugal (28), die USA (30) oder Italien

(34) – als „unvollständige Demokratie“. Russland wurde als „autoritäres Regime“ auf Platz 146 eingestuft.

Unabhängigkeitserklärung

Israel besitzt zwar keine Verfassung und kennt auch nicht eine strikte Trennung von Staat und Religion, doch gleiches gilt für Finnland und Großbritannien. Trotzdem sind diese beiden Länder anerkannte vollständige Demokratien. In Israel sind allerdings die wichtigsten bürgerlichen Grundrechte schon in der Unabhängigkeitserklärung von 1948 klar definiert. Dort heißt es: „Der Staat Israel [...] wird all seinen Bürgern, unabhängig von Religion, Rasse oder Geschlecht, volle soziale und politische Gleichberechtigung gewähren und es wird Freiheit in Religion, Gewissen, Sprache, Erziehung und Kultur gewährleistet“. Außerdem wurden besondere Grundgesetze gebilligt, so zum Beispiel eines über die freie Berufswahl und Menschenwürde. Der Oberste Gerichtshof bestätigte 1995 das Prinzip, wonach das Grundgesetz vor dem einfachen Gesetz kommt. Dieser Oberste Gerichtshof hat schon oftmals Entscheidungen getroffen, die von religiösen Fanatikern und politischen Extremisten vehement kritisiert wurden und dessen Richter deswegen mit Morddrohungen eingeschüchert werden sollten.

So entschied der Oberste Gerichtshof beispielsweise am 1. März 2021, dass konservative und reformierte Konversionen zum Judentum, die in Israel durchgeführt werden, vom Staat anerkannt werden und diese Menschen die Staatsbürgerschaft erhalten müssen. Dass nach dem Willen der jetzigen Regierung die Macht des Obersten Gerichtshofes stark beschränkt werden soll, ist in Israel stark umstritten, nach einer aktuellen Umfrage zufolge sind 58 Prozent der Israelis der Ansicht, dass der Oberste Gerichtshof Gesetze des Parlaments (Knesset) dann kippen kann, wenn diese demokratischen Prinzipien widersprechen. Die nun geplante Entmachtung des Obersten Gerichtshofes ist besorgniserregend. Israel hat

außerdem den „International Convent on Civil and Political Rights“ im Jahr 1991 unterzeichnet und legt seither der Menschenrechtskommission der UNO jedes Jahr einen Bericht vor. Wäre Israel ein Land, in dem Minderheiten schwer diskriminiert werden, dann gäbe es dort keine arabischen Parteien, keine arabischen Minister oder Abgeordnete im Parlament, keine arabischen Zeitungen, kein arabisches Radio oder Fernsehen, keine Straßenschilder in arabischer Sprache, keine intakten Moscheen, und israelische Araber könnten weder höhere Schulen und Universitäten besuchen noch hohe Positionen (Diplomaten, Minister, Universitätsprofessoren etc.) besetzen.

Kein Apartheidland

Israel ist kein Apartheidland. Unter Apartheid verstand man in Südafrika Rassentrennung aufgrund von wirren,

rassistisch-biologischen Vorstellungen. Menschen mit dunkler Hautfarbe durften nicht neben Weißen sitzen oder den gleichen Strand wie Weiße benützen. Sie konnten nur unter erschwerten Bedingungen und auf schlechter ausgestatteten Universitäten studieren, durften sich nicht politisch betätigen oder bestimmte Berufe ergreifen. Derartige Ungerechtigkeiten existieren in Israel nicht.

Rückkehrergesetz

Der Vorwurf, dass Israel ein Apartheidstaat sei, geht daher völlig ins Leere. Und wer das israelische Rückkehrergesetz von 1950 („Jeder Jude hat das Recht auf Einwanderung und die israelische Staatsbürgerschaft“) als „rassistisch“ kritisiert, müsste genauso die Praxis Deutschlands, deutschsprachigen Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion die Einreise zu gestatten

und ihnen die Staatsbürgerschaft zu verleihen, hinterfragen.

Israel hat so manche Demokratie-defizite, diese betreffen immer wieder arabische Staatsbürger, Frauen oder nicht-orthodoxe religiöse Gruppierungen. All diese Schwachstellen der Demokratie in Israel dürfen und müssen angesprochen werden. Um sie zu beheben, ist der Oberste Gerichtshof gefragt, und genau das ist der Grund für derzeitige Dispute im israelischen Parlament.

Trotz allem ist Israel die einzige Demokratie im Nahen Osten, und das ist, in Anbetracht dessen, dass das Land seit mindestens 75 Jahren mit Kriegen und tagtäglichem Terror leben muss, fast ein Wunder.

Sie haben Fragen an das Bundeskanzleramt?

service@bka.gv.at

0800 222 666
Mo bis Fr: 8–16 Uhr
(gebührenfrei aus ganz Österreich)

+43 1 531 15-204274

Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1
1010 Wien

Bundeskanzleramt

Das Bürgerinnen- und Bürgerservice des Bundeskanzleramts freut sich auf Ihre Fragen und Anliegen!
bundeskanzleramt.gv.at

ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

Hör mal zu!



Historisches Experiment: Die 36. israelische Regierung unter der Doppelspitze von Naftali Bennett und Jair Lapid.

Die Anthologie „Konsens Dissens“ versammelt ein breites Spektrum an Beiträgen über innerjüdische und israelische Debatten.

VON MICHAEL PEKLER

Wer über Diskussionskultur diskutiert, sollte auch eine solche besitzen. Die Voraussetzung dafür ist jedoch ein Konsens darüber, was man unter Diskussion versteht. Ebenso wie unter Meinungsfreiheit, Demokratie und Pluralismus.

Wie schwierig es ist, ein solches Einverständnis zu finden, haben die vergangenen Jahre bewiesen. Dabei wäre es den teilweise stark erhitzten Gemütern, auch der journalistisch tätigen Zunft, gut angestanden, andere Perspektiven als die eigene zuzulassen. Man braucht sich nicht ständig abwechselnd im Abwehr- oder Angriffsmodus zu befinden. Und sollte nicht die eigene Befindlichkeit als wichtigstes Argument begreifen. Außerdem ist das langweilig.

Spannend hingegen ist es, sich dem Dissens zu stellen. So wie jener eben erschienene Sammelband aus dem Jüdischen Verlag, der sich „nicht immer leicht zu identifizierenden Bruchlinien, ebenso wie deren Überwindung“ widmet, wie es im Vorwort zum Almanach *Konsens Dissens* heißt. In achtzehn Beiträgen liefern Autorinnen und Autoren aus Wissenschaft, Forschung

und Publizistik – u.a. Yehuda Bauer, Yuval Tal, Michael Wulinger und Noam Zadoff – neuen Diskussionsstoff zu innerjüdischen und israelischen Auseinandersetzungen, die in der jüngsten Vergangenheit teilweise erbittert geführt wurden.

Vergiftete Vergangenheit

Den Beginn macht Dan Diner (*ein Gespräch mit dem deutsch-israelischen Historiker erschien in NU 3/21*), der sich anlässlich des Kriegs in der Ukraine mit den jüdischen Gedächtnisbildern beschäftigt, die das Land in den vergangenen 200 Jahren prägten: dem Pogrom in Odessa 1921, der griechischen Präsenz im Süden des Landes, dem Krimkrieg, dem Naziterror und der Rolle der Ukraine in der Sowjetunion. Vor diesem „historisch kontaminierten Hintergrund“, so Diner, habe sich das jüdisch-ukrainische Verhältnis in der Gegenwart gänzlich gelöst. Für die Ukraine komme der Krieg einem Gründungsereignis gleich, mit dem das Land mit jener „vergifteten Vergangenheit“ abschließe, die im jüdischen Gedächtnis tiefe Spuren hinterließ.

Demokratieindex

Der Zeithistoriker Noam Zadoff schreibt über die in den 1950er Jahren – anlässlich der Besetzung der Sinai-Halbinsel durch Israel mit Unterstützung Frankreichs und Großbritanniens – gegründete „Semitische Aktion“, deren Mitglieder die Idee verfolgten, „dass die Basis des Staates Israels mehr sein sollte als die durch den jüdischen Partikularismus geprägte zionistische Ideologie“.

Die Semitische Aktion setzte sich gegen die Diskriminierung der palästinensischen Bevölkerung durch das Militärrecht ein, unter dem diese 1966 lebte und die einen lösungsorientierten Konsens forderte. Für Zadoff ein wahrscheinlicher Grund, warum „die Gruppe aus der israelischen Geschichte und Geschichtsschreibung verbannt wurde“.

Wie schnell die politische Gegenwart ihre Vergangenheit einholt, kann

man anhand zweier Beiträge über die Regierungsbildungen in Israel lesen. Während Tal Schneider, politische Korrespondentin der *Times of Israel*, die vormalige Regierung unter der Doppelspitze von Naftali Bennett und Jair Lapid noch – kurz vor Drucklegung des Bandes – als außergewöhnliches, inklusives Experiment analysiert, widmet sich der Politikwissenschaftler Avi Shilon dem Phänomen des „Bibismus“ und analysiert scharfsinnig, wie die mittelständische Likud-Wählerschaft „die neoliberale Logik als zentralen Grundsatz sämtlicher Lebensbereiche verinnerlicht“ hat.

Instrumentalisierung

Ein erhellender Beitrag, auch angesichts der Proteste in Israel in den vergangenen Wochen, gegen die rechtsreligiöse Regierung Netanjahus.

Texte über das Abraham-Abkommen als „Konsens-Brecher“, Bruno Kreisky, Henry Kissinger oder die Instrumentalisierung von Minderheiten – Juden und Muslimen – in Frankreich runden diese aufschlussreiche Textsammlung ab, über die sich treffend diskutieren lässt.



Gisela Dachs (Hg.)
Konsens Dissens
Jüdischer Verlag/
Suhrkamp
220 S., EUR 23, –



Ich wünsche Ihnen allen ein schönes Pessach-Fest!

Alexander Nikolai
Bezirksvorsteher der Leopoldstadt

2., Karmelitergasse 9
post@bv02.wien.gv.at
Tel.: 01 4000 02111

bezahlte Anzeige

Familie

Brühl

wünscht allen von Herzen ein frohes Pessach-Fest!

www.bruehl.at

Die Israelitische Kultusgemeinde wünscht allen Gemeindemitgliedern, Freundinnen und Freunden ein fröhliches Pessach Fest!

חג שמח

ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE WIEN



Dr.ⁱⁿ Pamela Rendi-Wagner
und der gesamte SPÖ-Parlamentsklub
wünschen allen Jüdinnen und Juden ein schönes Pessach-Fest

חג שמח

SPÖ 

Ambulatorium Helia Betriebs-GmbH

Dr. Hava Bugajer-Gleitmann
Michael Bugajer

wünscht allen PatientInnen und FreundInnen ein schönes Pessach-Fest

חג שמח

חג שמח

Zu den Feiertagen die besten Wünsche allen Verwandten und Freunden im In- und Ausland

Pierre Lopper und Familie

Wagramer Straße 23/1/B1.3, 1220 Wien
Tel. 01/ 367 93 00
E-Mail: plopper@chello.at



Bezirksvorsteher

Erich Hohenberger

wünscht allen Landstraßerinnen und Landstraßern ein glückliches Pessachfest!

Sprechstunde nach telefonischer Voranmeldung unter
4000/03111DW – post@bv03.wien.gv.at
im Amtshaus Karl-Borromäus-Platz 3
landstrasse.wien.gv.at

Bezahlte Anzeige



Funk International Austria

wünscht allen Verwandten und Freunden ein schönes Pessach-Fest

www.funk-austria.com

Chag Sameach wünschen

Marika Lichter
und
Paul Lichter

Agentur GlanzLichter
Trattnerhof 2, 1010 Wien



Jüdisches Filmfestival Wien

19. April – 3. Mai 2023
www.jfw.at

75 Jahre Israel: Utopie & Realität

Wir wünschen allen Freunden ein schönes Pessach Fest und freuen uns, euch demnächst wieder in unseren Kinos begrüßen zu dürfen.

Frédéric-Gérard Kaczek AAC und Rita Jelinek sowie das Team des Jüdischen Filmfestivals Wien

Bezahlte Anzeige

» Zum Pessach-Fest wünsche ich schöne Feiertage im Kreise der Liebsten.«

Bürgermeister
KLAUS LUGER

LNZ

Foto: Robert Mayrhofer

st. pölten

wünscht allen Jüdinnen und Juden ein schönes Pessach-Fest!

חג שמח

Bürgermeister Andreas Tremmel wünscht im Namen der Marktgemeinde Kobersdorf allen Jüdinnen und Juden ein frohes Pessach-Fest

חג שמח
www.kobersdorf.at

NEOS Parlamentsklub

Wir wünschen allen Jüdinnen und Juden frohe Festtage!

PESSACH SAMEACH!

NEOS-Klubobfrau Beate Meinel-Reisinger
Impressum: NEOS Parlamentsklub, Dr. Karl Renner-Ring 3, 1010 Wien

Partner | Prim. em. Dr. Peter M. Winter wünscht ein schönes Pessachfest.

9x in Wien
Tel: (01) 260 53-0
www.laborers.at

laborers.at

volkspartei niederösterreich

Für uns in Niederösterreich ist es wichtig Traditionen und Brauchtümer zu pflegen, indem wir den Weg des Miteinanders hochhalten. Gerade in dieser herausfordernden Zeit haben daher der Glaube und die Tradition eine besonders große Bedeutung.

In diesem Sinne wünsche ich der jüdischen Gemeinde ein schönes Pessach-Fest. Pessach Sameach!

Johanna Mikl-Leitner
Landeshauptfrau

die niederösterreich partei.

LANSKY, GANZGER, GOETH, FRANKL + Partner

wünscht allen Klienten, Freunden und Bekannten ein Chag Pessach Sameach!

Familien Richard und Martin LANCZMANN sowie Firma E.T.C. wünschen allen Freunden, Verwandten und Bekannten ein fröhliches Pessach-Fest

Gemeinsame Stärke und Kraft

© DANIELLA SPERA



Die Nachkommen eines vertriebenen Wiener Textilhändlers sind nun Österreicherinnen und Österreicher mit der Heimat Israel.

Bei der Überreichung der österreichischen Staatsbürgerschaft an die Nachkommen von NS-Opfern gibt es immer wieder Überraschungen. Mit einer in Israel lebenden zwölköpfigen Familie sogar eine große.

VON DANIELLE SPERA

Seitdem die Novelle des Staatsbürgerschaftsgesetzes im September 2020 in Kraft getreten ist, haben insgesamt mehr als 20.000 Nachkommen von NS-Opfern die österreichische Staatsbürgerschaft erhalten. Die Übergaben verlaufen unterschiedlich: Manche möchten sich ihre neuen Do-

kumente einfach abholen, für andere finden im Rahmen der Überreichung meist kleine Zeremonien an den Botschaften statt, manchmal auch in der Präsenz österreichischer Regierungsmitglieder.

So etwa beim jüngsten Besuch von Arbeits- und Wirtschaftsminister Martin Kocher und Staatssekretärin Susanne Kraus-Winkler in Israel. Hier kam es zu einer außergewöhnlichen Verleihung, bei der eine zwölköpfige Familie, bestehend aus unterschiedlichsten Generationen, die Staatsbürgerschaft verliehen bekam: die bald 80-jährige Shoshana, ihre Töchter, die Zwillinge Yael (54) und Efrat (54) mit ihren Kindern Tamar (26), Omer (20), Roy (20), Asaf (17) und Yuval (14); außerdem Michal (49) mit den Kindern Alma (19), Chagai (15) und Oded (12). Shoshanas Vater Ludwig Hirschhorn wurde 1907 als Sohn des Textilhänd-

lers Samuel Hirschhorn in Wien geboren, die sechsköpfige Familie lebte am Lerchenfelder Gürtel.

Das Leben der Familie war geprägt von Kultur, Opern- und Theaterbesuche standen an der Tagesordnung. Im Sommer ging es auf Fahrrädern durch die Alpen. Das Klima im Wien der 1930er Jahre und die Hoffnung, in Palästina bei der Errichtung eines jüdischen Staats mitzuhelfen, trugen dazu bei, dass Ludwig Wien bereits Mitte der 1930er Jahre nach dem Tod seiner Mutter verließ.

Sein Vater, seine Schwester und sein jüngerer Bruder folgten 1938, nachdem ihre Wohnung „arisiert“ wurde und sie von einem Tag auf den anderen auf der Straße standen. Bis sie die Möglichkeit zur Ausreise hatten, konnten sie bei einem mutigen Bekannten unterkommen. Israel wurde zur neuen Heimat. Ludwig eröffnete

mit seiner Frau ein Geschäft für handgefertigte Taschen und Lederwaren.

Er wollte unbedingt auf den Spuren seiner Familie nach Wien reisen, um seinen Kindern jenes Wien zu zeigen, das er und seine Vorfahren so geliebt hatten. Doch eine Krankheit verhinderte, dass diese Reise je stattfand. Der Kreis schloss sich, als seine Tochter und sein Schwiegersohn als Wissenschaftler mit österreichischen Institutionen in Kontakt traten und seither immer wieder nach Österreich reisten. Dass nun die ganze Familie zu Österreichern wurde, wäre für ihn sicherlich einer der schönsten Momente gewesen.

Die Entscheidung für die österreichische Staatsbürgerschaft sei ihnen allen leicht gefallen. Zwar hätten sie noch immer die Erzählungen der Brutalität im Wien des Nationalsozialismus im Bewusstsein, doch überwogen die positiven Wienbilder aus den Erinnerungen des Vaters bzw. Großvaters. Die Politik der österreichischen Regierungen der vergangenen Jahre hätte die Familie letztendlich davon überzeugt, dass Österreich alles unternimmt, um entschieden gegen Antisemitismus aufzutreten und heute ein anderes Land sei. Ein Land, das Jüdinnen und Juden viele Chancen eröffnet. Michal, die Enkelin von

Ludwig Hirschhorn, bringt es auf den Punkt: „Unter diesen Umständen war es für uns selbstverständlich, dass wir unsere Familiengeschichte im Sinne unserer österreichischen Vorfahren zu einer Vollendung bringen.“

Wie denn die Diskussion zwischen den Generationen abgelaufen sei, frage ich weiter: „Dieser Prozess der Beantragung der Staatsbürgerschaft hat ein spontanes Erwachen der jungen Generation ausgelöst, die sich plötzlich für unsere Familiengeschichte interessierte. Für uns, die Töchter, war es eine Gelegenheit, Details zu hören, die wir nicht kannten und schmerzhaft Schubladen zu öffnen, die lange Zeit verschlossen waren. Die Enkelkindergeneration hörte diese Geschichten mit großem Staunen zum ersten Mal.“

Man sei glücklich über die österreichische Staatsbürgerschaft, gleichzeitig bleibe Israel Heimat. Einer der wichtigsten Werte sei die Bedeutung der Familie, diese sei der Anker im Leben der Israelis. „Die jüdische Tradition bringt unsere Familie in großer Liebe zusammen, an jedem Schabbat und an den Feiertagen. Israel bedeutet eine vielseitige, fruchtbare Identität, mit viel Wärme und Offenheit. Das bringt Kraft und Schönheit in die Gesellschaft, aber auch Konfrontationen. Der Prozess der Beantragung der

österreichischen Staatsbürgerschaft, der eine Menge an vergessenen Geschichten wachgerufen hat, hat uns gleichzeitig klargemacht, dass der Staat Israel ein Wunder bedeutet, besonders jetzt, wo Israel in instabile Zeiten geht“, so Michal.

Mit Österreich besteht eine enge und besondere Verbindung. „Als mein Großvater im Radio das Lied *Edelweiß* hörte, begann er zu weinen. In diesem Moment habe ich den Schmerz des Verlustes seiner Heimat und seine Sehnsucht danach gespürt.“ Die österreichische Identität sei immer ein unbewusster Teil ihres Lebens gewesen, die Ästhetik, die Kultur, die aus Wien mitgebracht worden sei, hätte das Leben der Familie immer beeinflusst. „Wir betrachten Österreich als Teil unserer Geschichte und als Teil dessen, was wir sind. Wir bewundern die Kultur, die Geschichte und die Schönheit Österreichs.“

Nach der herzlichen Aufnahme, die wir jetzt in Österreich erfahren haben, ist unsere Wertschätzung noch größer. Wir sind glücklich zu wissen, dass es heute in Österreich eine so enorme Hinwendung zur jüdischen Gemeinschaft gibt und fühlen hier eine gemeinsame Kraft und Stärke für ein positives Miteinander.“



© ÖVP-Klub/Barbara Nidetzky

Anlässlich des Pessach-Festes möchte ich den Leserinnen und Lesern des Magazins NU und allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern namens des ÖVP-Parlamentsklubs ein schönes Fest im Kreis von Familie und Freunden wünschen.

Wir alle halten den Wunsch nach einem friedlichen Zusammenleben in unseren Herzen.
Möge dieser Wunsch in Erfüllung gehen!

Schalom!

August Wöginger, ÖVP-Klubobmann

„Wir müssen uns zu unserer Geschichte bekennen“



Möchte die guten Beziehungen zwischen Israel und Österreich vertiefen: Botschafter Nikolas Lutterotti im Gespräch mit „NU“-Herausgeberin Danielle Spera.

Nikolaus Lutterotti (50) ist seit März vergangenen Jahres österreichischer Botschafter in Israel. Ein Gespräch über die Beziehungen zwischen den Ländern, den schleppenden Nahost-Friedensprozess und israelische Fahnen im österreichischen Fanssektor.

VON DANIELLE SPERA

Die Novelle des Staatsbürgerschaftsgesetzes von 2019, die es Nachfahren von jüdischen Opfern des Nationalsozialismus ermöglicht, die österreichische Staatsbürgerschaft zu erhalten, hat vor allem in den USA und Israel zu einer Welle an Anträgen geführt. Allein in Israel wurden seither 8.820 Anträge positiv erledigt. Das Gespräch mit dem österreichischen Botschafter in Israel, Nikolaus Lutterotti, fand am Rande einer solchen Zeremonie für Menschen zwischen acht und achtzig statt, deren Eltern und Großeltern 1938 aus ihrer Heimat flüchten mussten.

NU: Mit welchem Gefühl führen Sie als österreichischer Botschafter in Israel diese Zeremonien durch?

Nikolaus Lutterotti: Es ist immer ein erhebender Augenblick, mitzuerleben, wieviele Israelis, Nachfahren von Opfern des Nationalsozialismus, die Staatsbürgerschaft wieder beantragen. Ich dachte nicht, dass sich tatsächlich so viele Menschen dafür entscheiden. Für sie alle ist es ein wichtiger emotionaler Moment, um an ihre zumeist sehr berührende Familiengeschichte anzuschließen. Ich frage dann immer, ob es ein schwieriger Schritt war, den Antrag zu stellen. Für viele ist es nicht leicht, und es gibt unterschiedliche Auslöser. Die Verbesserung der bilateralen Beziehungen Österreichs mit Israel, diese bewusste politische Entscheidung, auf Israel mehr zuzugehen, ist auch eine wichtige Voraussetzung dafür, dass viele Israelis nun eine sehr

positive Verbindung mit Österreich haben und deshalb bereit waren, die Staatsbürgerschaft wieder anzunehmen.

Gibt es Momente, die sich eingepägt haben?

Heute habe ich einen älteren Herrn gefragt, ob es für ihn eine schwierige Entscheidung war. Er meinte, es sei nicht einfach gewesen, hat aber folgende Erzählung zum Besten gegeben: 2019 ist er mit israelischen Freunden zum Fußballmatch Österreich–Israel nach Wien gereist, im Gepäck eine große Israel-Fahne. Im Stadion angekommen, ist er zufällig mitten im österreichischen Fan-Sektor gelandet, und er war besorgt, dass er dort nicht willkommen sein würde, vor allem mit der israelischen Fahne. Er erzählte, es sei unglaublich gewesen, wie respektvoll er von den österreichischen Fans behandelt wurde. Sie hätten die israelische Hymne und auch die israelische Fahne im Sektor akzeptiert. Das war für ihn ein Schlüsselmoment. Dadurch hatte er das Gefühl, dass sich in Österreich etwas verändert hat.

Die Beziehungen zwischen Österreich und Israel waren über Jahrzehnte schwierig. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es im Gegensatz zu Deutschland nur schleppende Restitution. Später machte der österreichische Bundeskanzler Kreisky die palästinensische Befreiungsorganisation PLO politisch salonfähig, mit Kurt Waldheim wählte Österreich einen Bundespräsidenten, der seine Rolle in der NS-Vergangenheit verschwiegen hat. Österreich fühlte sich über Jahrzehnte in der Rolle des Opfers des Nationalsozialismus ausgesprochen wohl. Erst 1992 hat Bundeskanzler Vranitzky Österreichs Mitverantwortung an den Naziverbrechen einbekannt. War das der Beginn einer Verbesserung der Beziehungen?

Es war ein wichtiger Moment. Damals hat ein Prozess begonnen, bei dem wir uns mit unserer eigenen Geschichte sehr ehrlich auseinandergesetzt haben. Israel konnte in den letzten Jahrzehnten erkennen, dass wir nicht nur unser Narrativ ändern, sondern auch tatsächlich etwas in Bewegung setzen. Dabei waren ein paar Dinge ganz entscheidend, zum Beispiel die Namensmauer, die in

Wien errichtet wurde. Ich war selbst überrascht, welche Resonanz das in Israel hatte. Zum ersten Mal gibt es in Österreich eine Gedenkstätte, auf der alle jüdischen Opfer des Nationalsozialismus mit Namen genannt sind, zu der Menschen hingehen und den Namen ihrer ermordeten Verwandten sehen können. Das war enorm wichtig. Auch die Staatsbürgerschaftsnovelle ist eine wichtige Geste, die viele Menschen annehmen. Und die Vorreiterrolle, die Österreich in den letzten Jahren im Kampf gegen den Antisemitismus nicht nur auf österreichischer Ebene, sondern auch international eingenommen hat, wird unserem Land hier sehr hoch angerechnet.

Wird man in Israel als österreichischer Botschaft in erster Linie auf die Schoa angesprochen?

Ich habe keinen einzigen Moment erlebt, in dem mir unsere Geschichte vorgehalten oder mir verübelt wurde, dass ich Österreicher bin. Das ist nicht mehr der Fall. Ich glaube dennoch, dass man aufpassen muss und das Thema nicht als erledigt betrachten darf. Es ist wichtig, dass wir uns immer wieder zu unserer Geschichte bekennen und wir die Maßnahmen im Kampf gegen Antisemitismus fortsetzen und weiterentwickeln. Das wird hier in Israel sehr genau registriert. Aber ich würde sagen, unsere Beziehungen haben sich entkrampft und erweitert. Diese guten Beziehungen zu pflegen und auf eine breitere Basis zu stellen, sehe ich auch als meine Aufgabe.

In den Medien wird meist kein positives Bild von Israel gezeichnet. Gezeigt werden Terroranschläge oder auch Militäreinsätze im Westjordanland. Da wird man oft gefragt, wie man eigentlich angesichts dieser Gefahr nach Israel reisen kann.

Es macht einen Unterschied in der Wahrnehmung, ob man in Israel lebt oder die Situation aus Österreich betrachtet. Israel ist ein Land, das in einer permanenten Krisensituation lebt und unter permanenter Bedrohung steht. Gleichzeitig ist Israel ein sicheres Land; ein Land, mit dem wir regen Austausch pflegen, in der Wirtschaft, in der Wissenschaft, aber vor allem auch im Tourismus. In der letzten

Zeit ist die Situation mit den Palästinensern wieder angespannter, es gab und gibt vermehrt Anschläge durch Palästinenser, Anti-Terroreinsätze der Israelis und viele Opfer auf beiden Seiten. Das Klima spitzt sich zu, wir beobachten das genau. Man sollte daher auch nicht leichtfertig nach Israel reisen. Aber grundsätzlich ist Israel ein spannendes, vielfältiges, wunderbares Land, das man unbedingt besuchen soll. Man sollte nur vor der Reise die Situation genau beobachten.

Wie beurteilen Sie die Möglichkeit eines Friedensprozesses?

Ich bin Diplomat und von Natur aus Optimist. Es gibt immer eine Chance für einen Friedensprozess. Derzeit besteht aber eine Konstellation, die es nicht wahrscheinlich erscheinen lässt, dass der Friedensprozess rasch wieder aufgenommen wird. Aber ich glaube, in der internationalen Politik gibt es oft rasante Veränderungen und neue Dynamiken. Daher ist es durchaus vorstellbar, dass sich etwas bewegt. Derzeit hat das aber keine große Priorität – weder bei den Israelis noch bei den Palästinensern und auch nicht in der internationalen Gemeinschaft.

Die neue Regierung hat wesentliche Einschnitte vor, die die Demokratie in Israel in Gefahr bringen könnten.

Als Diplomat kommentiere ich die israelische Innenpolitik nicht. Aber natürlich verfolgen wir die Situation genau. In Israel herrscht eine lebhaft Auseinandersetzung über die Pläne der neuen Regierung. Hier existiert eine sehr engagierte Zivilgesellschaft. Jede Woche gehen Hunderttausende auf die Straße. Das zeigt, dass die Demokratie stark verankert ist und gelebt wird. Es zeigt aber auch die große Sorge in der Bevölkerung über die vorgeschlagene Justizreform.

Was wünschen Sie Israel zum Geburtstag?

Viel Erfolg, wirtschaftliche Prosperität, dass die unglaublich positive Dynamik zwischen Israel und Österreich genauso weitergeht und vor allem eine Zukunft in Frieden.



Ist der Lebensmittelpunkt dort, wo man die Ewigkeit verbringen möchte? Ein israelischer Polizist kontrolliert einen Taxilenker vor dem Jaffator, 1968.

Die Karriere eines Taxifahrers

Mit drei Jahren kam ich in Wien an. Also eigentlich kam ich zuerst mit dem Schiff in Triest und erst dann mit dem Zug in Wien an. Aber bleiben wir bei Wien, denn da sollte ich ja schließlich auch bleiben.

VON HARRY BERGMANN

Die drei Jahre davor war ich zu beschäftigt, um zu reisen. Ich musste zuerst in Haifa geboren werden. Kaum aus der Geburtsstation entlassen, musste ich auch schon meine Eltern unterstützen. Nicht finanziell, denn ich hatte noch weniger als sie, und sie hatten schon fast nichts. Ich würde diese Unterstützung mehr als „familiären Beitrag“ bezeichnen. Und der bestand darin, meine Mutter jeden Tag zum Strand zu begleiten. Anfangs im Kinderwagen liegend, später dann stolpernd an ihrem Arm zerrend. Ich sollte das vielleicht erklären: Mein Vater war Taxichauffeur, genauer gesagt Nachtfahrer. Also musste er am Tag schlafen. Da er einen sehr unruhigen, von Alpträumen durchgeisterten Schlaf hatte – ein Mitbringsel aus den KZs Plaszow und Auschwitz – musste ich tagsüber aus der Wohnung entfernt werden. Ihm zuliebe, aber auch

mir zuliebe, da er oft aus dem Schlaf aufschreckte und schrie, was wiederum dazu führte, dass ich schrie. Also eigentlich meiner Mutter zuliebe.

Ich hatte es nicht immer leicht, als kleiner Staatsbürger eines kleinen Staates, der gerade einmal zwei Jahre älter war als ich. Das lag nicht so sehr an mir, sondern mehr an der Situation dieses jungen Staates, der sich eigentlich noch in der Gehschule befand, aber durch die unmittelbare Umgebung in seiner gerade erst begonnenen Bewegungsfreiheit ziemlich eingeschränkt war. Diese – nennen wir sie – Geburtsfeinde, das ist das Gegenteil von Geburtshelfern, waren Syrien, Libanon, Jordanien und Ägypten, die Israel argwöhnisch umzingelten. Die einzige Hilfe, die sie ihrem kleinen Nachbarn angedeihen hätten lassen, wäre ein freies Geleit ins Mittelmeer gewesen, dorthin, wo sie

alle verdammten Zionisten ertränken wollten. Da sie daran aber schon im Jahre 1949 kläglich gescheitert waren, obwohl sie es gleichzeitig von allen Seiten versucht hatten, war die Stimmung in diesem Teil der Welt eher als „mau“ zu bezeichnen. An dieser miesen nachbarlichen Stimmung hat sich übrigens bis heute nichts geändert. Meiner Stimmung tat das aber keinen großen Abbruch. Ich war fidel. Also nicht kreuzfidel, aber davidsternfidel.

Wie ich später am eigenen Leib erfahren musste, waren der Taxifahrer und seine Frau, also meine Eltern, nicht so fidel. Das lag vor allem daran, dass sich Holocaustüberlebende ihren Empfang im Heiligen Land ganz anders vorgestellt hatten. Sie gingen davon aus, dass die Juden, die schon seit vielen Jahren, vielleicht sogar seit Generationen, in Palästina lebten oder es vor dem Krieg gerade noch hingeschafft hatten, ihre Glaubensbrüder und -schwestern, die dem Nazi-Horror mehr tot als lebendig entkommen waren, fürsorglich in die Arme schließen würden. Sie hatten nicht damit gerechnet, zwar auf Juden, aber auf einen völlig anderen Menschenschlag von Juden zu treffen. Junge, braungebrannte, kraftstrotzende, lebenshungrige Pioniere und Pionierinnen, die damit beschäftigt waren, die Wüste in ein blühendes Land zu verwandeln, das sie unter Einsatz ihres Lebens jederzeit und gegen jeden verteidigen würden. In Wahrheit wussten sie mit dem traurigen Rest der Opferlämmer nicht wirklich etwas anzufangen. Im Gegenteil, sie genierten sich für sie und wollten diesen osteuropäischen Spiegel gar nicht vorgehalten bekommen. Jenen Spiegel, den Joseph Roth im Vorwort zu *Juden auf Wanderschaft* so beschreibt: „Der Verfasser hegt die törichte Hoffnung, dass es noch Leser gibt, vor denen man die Ostjuden nicht zu verteidigen braucht; Leser, die Achtung haben vor Schmerz, menschlicher Größe und vor dem Schmutz, der überall das Leid begleitet.“

Vom Regen in die Traufe konnte man nach Auschwitz natürlich nicht sagen, aber das Gelobte Land, wo Milch und Honig fließt, war es für die dem KZ Entronnenen wohl auch nicht.

Ich war ungefähr zwei Jahre alt, da muss es zu diesem Gespräch zwischen meinen Eltern gekommen sein,

das mein Leben veränderte. Wesentlich veränderte. Vielleicht waren es auch mehrere Gespräche – ich weiß es nicht, ich war ja nicht dazu eingeladen –, jedenfalls stand am Ende ein Entschluss fest. Mein Vater fährt nach Wien, um zu schauen, ob er dort für uns drei nicht eine bessere Zukunft finden könne als die, die uns in Israel bevorstehen würde. In diesem letzten Satz fehlt das wichtigste Wort. Das Wort „zurück“. Mein Vater fährt nach Wien z-u-r-ü-c-k.

Er war in Wien geboren und schaffte es gerade einmal bis in die 6. Klasse des Amerling-Gymnasiums im 6. Bezirk, aus dem er mit hohem Bogen hinausflog. Das wäre unter Umständen auch aufgrund seiner fragwürdigen schulischen Leistung passiert, nur man schrieb das Jahr 1938 und der Grund, warum man damals als jüdischer Schüler, auch wenn man Klassenbester war, die Schule verlassen musste, sah haargenau so aus wie ein Hakenkreuz. Es war die Zeit, in der Juden mit Zahnbürsten das Trottoir reinigen mussten, und sich das goldene Wienerherz darüber königlich amüsierte.

Wiener Souvenir

Als hätte dieses Wiener Souvenir keine Bedeutung mehr, nahm der Taxifahrer ein Schiff und fuhr zum finstersten Punkt seines Lebens zurück, um ausgerechnet dort etwas Licht für sich und seine Familie zu finden. Bevor er ging, sagte er noch: „Ich versuche es und wenn ich sehe, dass es etwas werden kann, dann kommt ihr nach, wenn nicht, komme ich wieder zurück.“

Und so kam es, wie es nie hätte kommen dürfen. Einige Monate später wurde ich nach Wien verschleppt. Legal, aber verschleppt.

Wien im Jahre 1954 war von allem Anfang an ein Ort, an dem man nicht sein will. Ein Ort, an dem zumindest ich nicht sein wollte. Fast alle Häuser waren dunkelgrau. Der Krieg pickte noch an den Fassaden. Wenn man durch das große, schmutzig-grüne Eingangstor das Haus betrat, in dem meine Eltern und ich in Untermiete wohnten, erhoben sich etwa zwanzig breite Stufen, die zu einem kleinen Plateau führten. Das war das Erdgeschoss, das aber eigentlich kein Erd-

geschoss, sondern schon mehr ein Mezzanin war, der aber wiederum einen Stock höher angeschrieben war. Wer sollte sich da auskennen, vor allem als kleiner, verschleppter Israeli. Jedenfalls war in diesem Erdgeschoss die Wohnung der Hausmeisterin und genau daneben war eine Nische in der Wand, in der eine mir höchst seltsam anmutende Figur stand. Lange, rötliche Haare, Bart, wallendes Gewand mit einer Körpersprache, die ich am ehesten als „etwas theatralischen Gestus“ bezeichnet hätte, wenn ich zu meinem Hebräisch auch noch ein paar Brocken Latein hinzugefügt hätte. Ich entwickelte eine verhaltensauffällige Beziehung zu diesem Mann. Sobald ich ihn sah, begann ich zu singen. Auf hebräisch.

Ich sang übrigens nicht nur hebräisch, ich sprach auch nur mehr hebräisch. Ich weigerte mich von einem Moment zum anderen, deutsch zu sprechen. Zuhause – damals wusste ich noch ganz genau, wo mein Zuhause war, nämlich Israel – sprach ich ausschließlich deutsch. Auch meine Eltern sprachen untereinander deutsch, außer wenn ich sie nicht verstehen sollte, dann sprachen sie polnisch. Die KZ-Sprache. Seit meiner Ankunft in Wien kam kein deutsches Wort mehr über meine Lippen.

Günter Grass hatte seinen berühmten Roman *Die Blechtrommel* noch nicht geschrieben, und ich konnte durch meinen Gesang auch nicht Glas zerspringen lassen wie die zentrale Romanfigur Oskar. Aber der gleich-



Der Vater des Autors: Nachtfahrer mit unruhigem Schlaf

altrige Oskar und ich hatten etwas gemeinsam. Uns gefiel nicht, was sich um uns herum abspielte, und wir flüchteten in eine Art Anarchie. Er weigerte sich, zu wachsen und ich weigerte mich, die Sprache zu sprechen, mit der befohlen worden war, meine gesamte Familie auszurotten.

Irgendwann einmal kapitulierte ich und sprach wieder deutsch. Mit jedem deutschen Satz verschwand ein kleiner Teil meines Hebräisch und damit ein Teil von Israel bis der Ort meiner Geburt nur mehr zu einem Zufall, zu einer Laune der Biografie des Taxifahrers und seiner Frau wurde.

„Wo bist denn Du her?“ – „Ich bin in Haifa geboren.“ – „Haifa? Wo is des?“ – „In Israel.“ –

„Aha, san durt unten net nur Juden?“ – „Ja, ich bin ja auch ein Jude.“ – „Schaust gar net aus wie aner.“ – „Wie schaut denn einer aus?“ – „Na, net so wie Du!“

Aus diesem kleinen Dialog lernen wir dreierlei. Erstens, dass ich „unten“ geboren wurde. Das kann man kompassnadelmäßig, aber auch im Sinne der immer – vorzugsweise gegen sogenannte „Zuagraste“ – nach unten tretenden Austro-Gesellschaft verstehen. Zweitens, dass ich nicht ausgesehen habe wie eine Stürmer-Karikatur. Und drittens, dass mein Deutsch beziehungsweise das Deutsch, dem ich im Klassenzimmer und im Schulhof ausgesetzt war, nicht das Deutsch von Goethe und Schiller war.

Ich muss einschränkend sagen, dass Wien sich gar nicht so jüdenfeindlich präsentierte. Zumindest nicht direkt ins Gesicht. Andererseits, was ist in Wien schon „direkt ins Gesicht“? Es lief mehr nach dem Motto „der Jude, das unbekannte Wesen“ ab.

Vergangenheitsbewältigung nach Art des Hauses: zuerst ausröten und dann so tun, als ob es hier in Wien niemals Juden gegeben hätte. Das er-

innert an den sattsam bekannten Witz, in dem ein Mann, der seine Eltern ermordet hat, vor Gericht mildernde Umstände erbittet, weil er Vollwaise ist.

In Wien war ich zeitlebens ein Teil einer Minorität. Nicht, dass mir das etwas ausgemacht hätte. Im Gegenteil, es hat mir das Gefühl gegeben, etwas Besonderes zu sein. Dass einige – leider nicht wenige – in meiner Umgebung mich tatsächlich als etwas Besonderes, nämlich besonders Abzulehnendes, gesehen haben, ist der Preis, den man bezahlen muss, wenn man in einem Land lebt, zu dem der Antisemitismus genauso untrennbar gehört wie die Alpen. Aber alles Schlechte hat auch etwas Gutes. Man lernt von klein auf, sich für etwas zu engagieren, für etwas zu kämpfen, sich gegen etwas zur Wehr zu setzen.

Es muss rund um meine Bar Mizwa gewesen sein, also 1964, als ich endlich meinen ersten Verwandten entdeckte. Es war in Baden bei Wien. Genauer gesagt am jüdischen Friedhof in Baden bei Wien. Und dass ich ihn „entdeckt“ habe, ist eine der vielen kleinen Übertreibungen, die ich so gerne mache. Es war natürlich der Taxifahrer, der mich zum Grab seines Großvaters mütterlicherseits, also meines Urgroßvaters, führte. Er war Rabbiner in Baden und hatte angeblich eine ganz besondere Fähigkeit. Er konnte einen hebräischen Text – man schreibt Hebräisch von rechts nach links – mit der rechten Hand schreiben und gleichzeitig die deutsche Übersetzung – also von links nach rechts – mit der linken Hand schreiben. Da ich so dankbar war, endlich einen Verwandten zu haben, wollte ich diese Geschichte nicht anzweifeln, obwohl sie mir schon recht zirkusmäßig vorkam. Ich beschloss, zumindest die Gleichzeitigkeit des beidhändigen Schreibens – von rechts nach links und von links nach rechts – aus der Geschichte zu streichen. Meinem Vater sagte ich das natürlich nicht, schließlich veredelte

ein Wunder-Rabbiner unsere Familiensaga um vieles mehr, als ein ganz normaler Rabbiner.

Oft habe ich mich gefragt, warum der Taxifahrer bis nach meiner Bar Mizwa gewartet hat, um mich zum Friedhof in Baden mitzunehmen. Heute, fast sechzig Jahre danach, glaube ich zu wissen, was er sich dabei gedacht haben könnte: „Du wirst noch oft genug hierherkommen, hierherkommen müssen.“ Wenn er das tatsächlich gedacht hat, wusste er nicht, wie recht er damit hatte.

Jedes Mal, wenn ich das Wort „Taxifahrer“ schreibe, befürchte ich für einen Moment, dass das meinem Vater gegenüber inakzeptabel respektlos ist. Ausgerechnet meinem Vater gegenüber, dem größten Helden, den ich je hatte. Er war der fescheste, jüngste und lustigste Vater. Das sage ich nicht einfach so dahin, sondern kann jederzeit Zeugen dafür aufrufen. Alle meine Freunde – ich rede jetzt von den jüdischen Freunden – hätten liebend gern so einen Vater gehabt. Die anderen Väter, ihre Väter, waren alte Väter. Kein Wunder, ein Jahr im Konzentrationslager zählt viele Jahre. Man muss sich einen Holocaustüberlebenden als anderes Wesen vorstellen. Auf den ersten Blick ein Mensch wie andere auch – vielleicht ungewöhnlich alt für sein oder ihr Alter – auf den zweiten Blick ein Geist, der in der Nacht von anderen Geistern heimgesucht wird, mit Schuldgefühlen den Vergasteten, Erfrorenen, Verhungerten, Erschossenen gegenüber. Überleben als Schuld gegenüber den Toten.

Wen, wenn nicht Elie Wiesel sollte man hier zu Wort kommen lassen: „Die einen sagen, Hiob hat sehr wohl gelebt, nur sein Leiden ist eine rein literarische Erfindung. Dem halten andere entgegen: Hiob hat niemals gelebt, aber er hat sehr wohl gelitten.“ Wie mein Vater den Holocaust so überlebt hat, wie er ihn überlebt hat, also eben unbeschadeter als andere, kann

„Ich muss einschränkend sagen, dass Wien sich gar nicht so jüdenfeindlich präsentierte. Zumindest nicht direkt ins Gesicht. Andererseits, was ist in Wien schon, direkt ins Gesicht?“

ich nicht sagen. Helden und alles um diese Helden herum wird nicht hinterfragt, Helden werden einfach verehrt.

Nicht immer hielt ich mich an diese Regel. Wir hatten wieder einmal eines dieser Gespräche, in dem ich ihm zum Vorwurf machte, dass er Israel verlassen hatte, um ausgerechnet dorthin zurückzugehen, wo jüdisches Leben ausgelöscht worden war und sich der Antisemitismus auch weiterhin als offensichtlich chronisches und vererbbares Leiden festgenistet hatte. Es ging ja schließlich nicht nur um sein Leben, sondern auch um meines. Da sagte er: „Wenn ich damals in Israel eine Karriere als Taxifahrer gemacht hätte, dann wäre ich ja geblieben.“ Ich fragte etwas sarkastisch: „Papa, was, wenn ich fragen darf, ist eine Karriere als Taxifahrer?“ Er: „Das kann ich dir leicht beantworten. Ich war Nachtfahrer. Wenn ich eine Chance gesehen hätte, Tagfahrer zu werden, dann wäre ich geblieben.“

Ja, so ist das mit den Kreuzungen im Leben. Auch ein Taxifahrer kann sich irren, wenn es um richtiges oder falsches Abbiegen geht.

Im Juni 1982 ist die Karriere des Taxifahrers beendet. Er stirbt. Nicht einmal 60-jährig. Blasenkarzinom. Von gesund – nicht pumperlg'sund, denn pumperlg'sund wird man nach sechs Jahren im Konzentrationslager nicht mehr – bis Diagnose, bis Operation, bis offensichtlich nachlässige postoperative Behandlung, bis Lungenembolie, bis von einer Sekunde auf die andere tot, in nicht einmal zwei Wochen. Wenn man die Jahre im Konzentrationslager, die Jahre, die er sich in der Sowjetzone durchschlagen musste, wo er blieb, nachdem er von der Roten Armee in Auschwitz befreit wurde, die Jahre, die er brauchte, um das im Krieg Erlebte halbwegs zu verarbeiten und nicht täglich Angst haben musste, dass es sein letzter Tag sein würde, die Jahre, die er in Israel unglücklich war, das halbe Jahr, das er durch einen Schlaganfall halbseitig gelähmt war, wenn man also all diese Jahre abzieht, dann lebte er nur gute 45 Jahre. Er hinterlässt eine Frau und einen mittlerweile 31-jährigen Sohn mit seinen zwei Pässen – dem österreichischen und dem israelischen –, der seinen Lebensmittelpunkt, wie das in der Amtssprache so schön heißt, immer



© LEV ZIMBLER/CC-BY-SA 4.0

Herzliya Pituach, etwa zwanzig Kilometer nördlich von Tel Aviv, ist bekannt für seinen Jachthafen. Für manche auch ein Heimathafen.

noch in Wien hat. Aber ist das wirklich mein Lebensmittelpunkt? Was bedeutet Lebensmittelpunkt überhaupt, wenn man das Geographische und das Demographische, wie Wohnort oder Ort der schulischen Ausbildung, oder Ort der beruflichen Tätigkeit, oder Ort des zuständigen Finanzamts, oder Ort der Hochzeit, oder Ort des zuständigen Standesamts, oder Geburtsort der Kinder und die Adresse des Magistrats, das die Geburtsurkunden ausgestellt hat, weglässt?

Was den Wohnort betrifft, ist übrigens die Definition meines Lebensmittelpunkts ab dem Jahre 2000 noch etwas komplexer geworden. Denn seit damals habe ich zwei Wohnsitze, einen in Wien und einen in Herzliya Pituach. Das liegt etwa zwanzig Kilometer nördlich von Tel Aviv. Letzteren Wohnsitz habe ich Jörg Haider zu verdanken oder besser gesagt seinem politischen Aufstieg oder noch besser gesagt, den Befürchtungen meiner Frau über seinen politischen Aufstieg und der damit verbundenen fraglichen Zukunft für Juden in Österreich, oder am besten gesagt, einer seiner Aschermittwoch-Reden, in der er den Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde, Ariel Muzicant, verhöhnte, indem er meinte, er versteht nicht, wie einer der Ariel heißt, so viel Dreck am Stecken haben kann. Dieser Satz hätte ihm in einem Bierzelt im Jahre 1933 das gleiche begeisterte Gegröle des Publikums eingebracht und da-

her gab es – und wird es seit 1933 immer geben – unbedeutendere Gründe auszuwandern oder zumindest einen zweiten Lebensmittelpunkt in Israel zu suchen.

Ist der Lebensmittelpunkt dort wo man hingehört, wo man dazugehört? Aber wie weiß man, ob man irgendwo hingehört und wer bestimmt, ob man dazugehört? Ist er das, was alle so gern Heimat nennen? Wenn er wirklich Heimat ist, dann weiß ich nicht, wo mein Lebensmittelpunkt ist, denn ich weiß nicht, wie sich Heimat anfühlt, anzufühlen hat.

Ist der Lebensmittelpunkt eine Destination, die man freudiger ansteuert als andere Destinationen? Solange ich darüber keine Klarheit habe, werde ich die Frage nicht beantworten können, die mich seit geraumer Zeit beschäftigt, ob nämlich der Flug Wien – Tel Aviv für mich ein Hin- oder ein Rückflug ist?

Ist der Lebensmittelpunkt paradoxerweise dort, wo man die Ewigkeit verbringen möchte, was in meinem Fall sehr präzise definiert werden kann? Es ist der gleiche Friedhof in Baden bei Wien, auf dem der beidhändig schreibende Urgroßvater liegt, ebenso wie mein geliebter Vater, ebenso wie meine geliebte Mutter und ebenso wie meine geliebte Frau, mit der ich 35 Jahre verheiratet war und die ich nach jahrelangem Kampf an die gleiche heimtückische Krankheit verloren habe, wie den Taxifahrer, nämlich

Krebs. Das alles ist genauso richtig, wie es falsch ist. Ich muss das Wort Lebensmittelpunkt ganz anders betrachten, sonst komme ich nie zu einer Antwort, ob ich ein Auslandsösterreicher in Israel oder ein Auslandsisraeli in Österreich bin. Ich versuche es einmal so: Lebensmittelpunkt ist dort, wo man die beste Ausgabe von sich selbst ist. Könnte ich jetzt in Israel sitzen und einen Beitrag zu einem israelischen Buch mit dem Titel „Wien! Was geht mich das an?“ schreiben? Natürlich nicht, weil mir die Sprache fehlt. Ohne Sprache ist man nichts und schon gar nicht die beste Ausgabe von sich selbst. Wäre ich damals nach Israel gegangen, um meinen Militärdienst zu absolvieren, dann wäre ich wohl geliebt. Alles wäre anders gekommen. Heute wäre ich ein in Israel geborener Israeli, der in Österreich zur Schule gegangen ist, über einen sehr guten aber

nicht allzu raffinierten hebräischen Sprachschatz verfügt – weil eben die Schuljahre fehlen – und manchmal im mittlerweile ungeübten Deutsch nach dem richtigen Vokabel sucht. So aber verfüge ich über ein einigermaßen anwendbares Deutsch und schreibe meinen persönlichen Beitrag zu einem Buch *Israel. Was geht mich das an?*

Vielleicht ist das genau der Grund, warum mein Vater 1953 nach Wien zurückgekehrt ist, weil er zu seiner Sprache zurückwollte. Zu seiner Muttersprache. Das einzige, was ihm die Nazis, neben seinem Leben, nicht weggenommen haben.

Und wenn es so war, dann verstehe ich heute, warum auch mein Lebensmittelpunkt in Wien ist.

Ich würde gern hinzufügen: trotzdem. Trotzdem ich es mir nicht ausgesucht habe. Trotzdem ich zu einer immer wieder angefeindeten Minorität

gehöre. Trotzdem oder gerade deshalb.

Er hat das alles vorhergesehen, der Taxifahrer.

Der Essay ist – in gekürzter Fassung – dem von Erwin Javor und Stefan Kaltenbrunner herausgegebenen Buch „Israel. Was geht mich das an?“, Edition mena watch, entnommen.



Erwin Javor, Stefan Kaltenbrunner (Hg.)
Israel. Was geht mich das an?
Edition Mena-Watch
250 S., EUR 26,-

Wir wünschen allen Leserinnen und Lesern des jüdischen Magazins NU ein schönes Pessachfest 5783!

STABILITÄT & SICHERHEIT



Hier scannen
und bei Radio
GÖD reinhören



Die besten Pop- und
Rockklassiker aller Zeiten

[Twitter](#) [Facebook](#) [Instagram](#) [YouTube](#) [goed.at](#)



Gemeinsam jeden Tag
FÜR FAIRNESS

Faszinierende Vielfalt

© EDUARD MARMET/CC-2.0



Pulsierende Großstadt am Mittelmeer: die Skyline von Tel Aviv.

Wer zum ersten Mal nach Israel reist, ist überrascht, dass die Bilder im Kopf mit der Lebenswirklichkeit wenig zu tun haben. Ein persönlicher Reisebericht.

VON THERESA ABSOLON

Im Sommer 2022 reisten mein Mann und ich anlässlich einer Hochzeit zum ersten Mal nach Israel. Ein Land, über das ich viele unterschiedliche Eindrücke gehört hatte; und zu dem so viele Menschen eine Meinung haben, ohne je dort gewesen zu sein. Auch mein Israel-Bild war von Klischees und Vorurteilen geprägt: Meine ersten Vorstellungen entwickelte ich aus christlicher Perspektive, im Religionsunterricht und durch Reiseberichte von Menschen, die Israel auf den Spuren von Jesus bereisten.

Später erst wurde mir bewusst, dass Israel für alle drei abrahamitischen Religionen von Bedeutung ist, und ich fand es spannend, dass in diesem Land die Grenzen der Religionen überwunden werden und diese friedlich koexistieren könnten. Doch schnell kam ich zum Schluss, dass die politische Situation ein friedliches Nebeneinander

nicht zulassen würde. Die zahlreichen Konflikte finden großes mediales Interesse. Und wenn man der oft einseitigen Berichterstattung oder gar BDS-Sympathisanten Glauben schenkt, könnte man glauben, in Israel herrsche ein rassistisches Apartheidregime.

Bei den Vorbereitungen unserer Reise bereitete uns die Sicherheitssituation besonders große Sorgen: Kann man in einem Land, in dem jederzeit ein Terroranschlag oder Raketenangriff passieren kann, überhaupt unbeschwert Urlaub machen? Doch schnell stellte sich heraus, dass unsere Bedenken unberechtigt waren. Unsere Unterkunft lag in Old Jaffa, dem arabischen Teil von Tel Aviv. Schon bei der Taxifahrt vom Flughafen weg lernten wir die israelische Lebensfreude kennen. Während aus dem Radio israelische Musik tönte, erzählte uns der arabische Fahrer voller Begeisterung über sein Tel Aviv.

Auch in Old Jaffa waren keine Spuren von der angeblichen Apartheid zu finden, Jüdinnen und Juden saßen in arabischen Geschäften, Araberinnen und Araber kauften beim jüdischen Bäcker ein – sofern man diese überhaupt voneinander unterscheiden konnte. Auch hier war die israelische Lebensfreude allgegenwärtig, tagsüber gab es Musikkonzerte mit ausgelas-

sen tanzenden Besucherinnen und Besuchern, am Strand genoss man Sonne und Meeresbrise und in den Restaurants das hervorragende Essen zu gutem Wein. Mein Mann war sofort schockverliebt in die israelische Küche und hat so manches Rezept in sein Repertoire übernommen.

Nach den dreitägigen, unvergesslichen Hochzeitsfeierlichkeiten wollten wir am letzten Tag Jerusalem erkunden. Die Zugfahrt zwischen Tel Aviv und der heiligen Stadt verlief für uns Neuankömmlinge unkompliziert: Wie überall in Israel waren alle Hinweise am Bahnhof in drei Sprachen – hebräisch, arabisch, englisch – angeschrieben.

Im wesentlich religiöser geprägten Jerusalem waren wir überrascht, welch Fülle an Ausrichtungen innerhalb der Religionen uns hier begegneten. Vor allem aus dem katholischen Österreich kommend, wo man außerhalb größerer Städte höchstens mit dem Protestantismus in Berührung kommt. In der Grabeskirche, die zwischen sechs christlichen Konfessionen aufgeteilt ist, wurde mir die Vielfalt des Christentums erstmals wirklich vor Augen geführt. Weniger erfreulich war hier jedoch das Verhalten einiger Touristen. Der Drang, das perfekte Selfie zu schießen, lässt offenbar manche den Respekt gegenüber Mitmenschen und betenden Menschen vergessen.

Nach einem langen Spaziergang durch die quirlige Altstadt, wo uns die Geschäftsleute alsbald in Gespräche verwickelten, besuchten wir das österreichische Hospiz. Als wir in dem wunderschönen Gastgarten bei Apfelstrudel und Meindl-Kaffee saßen, ertönte plötzlich das Gebet des Muezzins vom Minarett der Sheikh Reihan Moschee – was eine ganz besondere Stimmung bei uns aufkommen ließ.

Nach so wenigen Tagen wäre es vermessen zu behaupten, dass wir Israel wirklich kennengelernt hätten. Natürlich blieb uns viel verborgen, doch nach dieser Reise ist mein Bild ein anderes: Müsste ich Israel in einem Wort beschreiben, dann wäre es definitiv „Vielfalt“.

Gefährliche Camouflage

© RAWPIXEL/CCO 1.0



Kritik an der Politik Israels ist nicht per se antisemitisch: Eine junge Frau während einer Demonstration in Jerusalem.

Nach zweitausend Jahren Ausgrenzung, Benachteiligung und Verfolgung erlaubt Israel eine genuin jüdische Lebensweise. Daher ist Israel der Stachel im modernen antisemitischen Geist.

VON MONIKA SCHWARZ-FRIESEL

Ist Kritik an Israel antisemitisch? Oder gibt es ein Kritik-Tabu, wenn es um Israel geht?

Warum werden zu diesen – doch längst einschlägig und weitgehend unisono von Experten beantworteten Fragen – heftige Streitgespräche geführt? Angesichts der jahrelangen, umfangreichen Aufklärungs- und Forschungsarbeit zu diesem Thema ist

das höchst verwunderlich. Oder nicht?

Kurz zu den Antworten, die seit zwei Jahrzehnten von der Antisemitismusforschung gegeben werden: Nein, Kritik an Israel ist nicht per se antisemitisch. Ja, es gibt israelbezogenen Antisemitismus und dieser ist im 21. Jahrhundert sogar die bei weitem häufigste Form des Judenhasses. Denn unter dem Vorwand, politische Kritik zu artikulieren, wird oft lupenreiner Antisemitismus verbreitet. Nein, es gibt weder ein Kritik-Tabu an israelischer Politik, noch halten sich die Medien bei diesem Thema zurück.

Analysen zu Konfliktberichten zeigen vielmehr, dass in Presse und öffentlichem Diskurs Israel sogar besonders oft und scharf kritisiert wird. Und sie entlarven Behauptungen vom „vorausseilenden Gehorsam“, von „Zurückhaltung“, die ein angebliches Tabu und eingeschränkte Meinungsfreiheit beklagen, als reine Phantasmen. Diese

basieren auf dem unter anderem von Wilhelm Marr geprägten Stereotyp des 19. Jahrhunderts, Juden hätten in der deutschen Presse das Sagen.

Auch das Mantra, Kritik an Israel würde stets mit Antisemitismus gleichgesetzt, es bestehe eine „Hermeneutik des Verdachts“, ist empirisch widerlegt. Doch Antisemiten wollen sich diese zeitgemäße Kommunikation nicht nehmen lassen; deshalb ist ihr Widerstand gegen Fakten und Forschung so vehement. Mittlerweile gipfelt die Abwehr gar in Verschwörungsfantasien der Art „israelbezogener Antisemitismus sei eine Erfindung, um Kritik am Zionismus zu skandalisieren“, wie ein deutscher Journalist 2020 twitterte. Extremisten und Fundamentalisten lesen dies mit großer Genugtuung.

Uralte Judenfeindschaft

Israelhass ist kein autonomes, kein

wirklich neues Phänomen, sondern untrennbar gekoppelt an die uralte Judenfeindschaft, deren Tradition auf diese Weise modern fortgeführt wird. Israelbezogener Antisemitismus weist alle Merkmale des klassischen Judenhasses und auch seine Obsession auf: Die Zuordnung von erfundenen negativen Eigenschaften (wie „rachsüchtig“, „gierig“, „räuberisch“), kollektive Projektion (auf alle Jüdinnen und Juden, auf den gesamten Staat Israel), Ab- und Ausgrenzung mit einem unikalischen Anspruch („größtes Übel in der Welt“) sowie absolute Entwertung („hat keine Existenzberechtigung“).

Dass Israel, als wichtigstes Symbol jüdischen Lebens in der Welt, im Fokus aller Antisemiten steht, folgt der chameleonartigen Wandlungsdynamik von Judenhasse: Im Laufe der Jahrhunderte hat sich Judenfeindschaft stets den gesellschaftlichen Normen angepasst, um unter Beibehaltung des Ressentiments in der jeweils neuen Phase möglichst effektiv die Existenzformen jüdischen Lebens zu attackieren. Nach zweitausend Jahren Ausgrenzung, Benachteiligung und Verfolgung erlaubt Israel eine genuin jüdische Lebensweise. Daher ist Israel der Stachel im modernen antisemitischen Geist. Israelbezogener Antisemitismus ist Antisemitismus, nichts anderes. Knapp lässt sich der auf einer bloßen Substitution basierende israelbezogene Antisemitismus erklären: Statt auf Jüdinnen und Juden beziehungsweise das Judentum, wird auf Israel referiert. Durch diese Camouflage will man sich in der Post-Holocaust-Gesellschaft ge-

gen den Vorwurf des Antisemitismus immunisieren. Der Nahostkonflikt fungiert für diese „ehrbaren Antisemiten“ (©Jean Améry) lediglich als Vorwand und Katalysator. Abwehr und Leugnung gehören untrennbar dazu: Nie ist jemand Antisemit, auch wenn Antisemitismen produziert wurden.

Der für Judenhasse typische Veränderungs-, Auslöschungs- und Erlösungswille wird auf Israel projiziert: Die eliminatorischen Forderungen verlangen je nach politischer Richtung entweder die Zerstörung, Auflösung oder die radikale Veränderung in einen multi-religiösen Staat. Und sie führen so die kulturhistorische Tradition fort, Jüdinnen und Juden als das Übel in der Welt zu sehen. Israel fungiert in diesem Prozess, wie es schon der Historiker Léon Poliakov (1910-1997) formuliert hat, als „kollektiver Jude“ und erhält alle Fantasieeigenschaften des Hasskonzeptes vom „ewigen Juden“. Die „Israelisierung der antisemitischen Semantik“ zeichnet sich zum einen dadurch aus, dass klassische Stereotype („Kindermörder“, „Landräuber“, „Krankheitsauslöser“) auf Israel projiziert werden, zum anderen dadurch, dass Jüdinnen und Juden überall auf der Welt kollektiv wegen des Konfliktes attackiert werden. Die IHRA-Definition konzentriert sich daher zurecht auf den israelbezogenen Antisemitismus, da dieser sich global immer weiter ausbreitet. Ist eine nicht antisemitische Kritik an Israel problemlos möglich? Selbstverständlich. Wir sehen und hören sie regelmäßig in der Presse. Und gerade bei legiti-

mer Kritik sehen wir den Unterschied: Politisch verantwortungs- und geschichtsbewusste Kritiker benutzen keine Derealisierungen („Genozid“, „Holocaust an den Palästinensern“), keine Hyperbeln („das schlimmste Unrecht“), keine Dämonisierungen („Teufelsstaat“) und NS- und Kolonialvergleiche („SS-Staat“, „Apartheidstaat“), keine Dehumanisierungsmetaphern („Unrat“, „Pack“) und vor allem keine jüdenfeindlichen Stereotype.

Keine Leugnungsstrategien

Sie stellen Israel nicht an einen einzigartigen Pranger oder befürworten einen Boykott wie es die israelfeindliche BDS mit ihrer Verdammungsrhetorik tut. Und sie verwenden auch keine Leugnungsstrategien wie „Ich bin kein Antisemit, aber“ oder „Dies ist Kunstfreiheit“. Dieser Rechtfertigungs- und Selbstlegitimierungszwang findet sich ausschließlich bei Personen, die unter dem Deckmantel der „Kritik“ antisemitische Inhalte artikulieren. Und so gibt es auch keine Abgrenzungsprobleme oder Grauzonen. Die Kriterien der Forschung sind eindeutig.

Israelische Politik kritisieren, das können alle jederzeit frei tun. Öffentliche Medien und soziale Netzwerke sind voll von solchen Kommentaren. Wer dies jedoch unverhältnismäßig tut und jüdenfeindliche Rhetorik oder offenkundig antisemitische Bilder (wie auf der Documenta 15) benutzt, der artikuliert keine Kritik, sondern Antisemitismus, und muss daher ohne Wenn und Aber mit energischem Widerspruch rechnen.

Das Leopold Museum

wünscht den jüdischen Gemeindemitgliedern in Österreich sowie allen FreundInnen und Bekannten ein schönes Pessach-Fest!



Die Stimmen der anderen

© KASHFI HALFORD/CC BY-NC 2.0



„Kid on Gaza Beach“ nennt der Fotograf Kashfi Halford seine Aufnahme aus dem Gazastreifen. Der kanadisch-palästinensische Arzt und Autor Izzeldin Abuelaish wuchs hier in einem Camp auf.

Gerade in diesem Jahr des Feierns ist es wertvoll, palästinensische Stimmen zu hören, die eine andere Erfahrung mit der Zeit nach 1948 vermitteln. Drei empfehlenswerte Bücher, die den Nahost-Konflikt auf eindringliche und berührende Weise aus palästinensischer Perspektive näherbringen.

VON ERIC FREY

Für die meisten Israelis und Millionen von Juden in aller Welt ist Jom haAtzma'ut, der israelische Unabhängigkeitstag, ein Grund zu Feiern – und ganz besonders der 75. Jahrestag der Gründung des Staates ein Augenblick, an die schier unglaublichen Ereignisse im Jahr 1948 zu erinnern, als kurz nach der größten Katastrophe der jüdischen Geschichte ein jahrtausendealter Traum wieder wahr wurde.

Für Palästinenser und Palästinenserinnen hat der 15. Mai hingegen eine ganz andere Bedeutung: Für sie ist es die Nakba, die Katastrophe, als die einen, die ihre Heimat verloren haben und ins Exil getrieben wurden, als die anderen, die seit 55 Jahren unter einer Besatzung leben oder als Bürger in einem Staat, in dem sie sich trotz weitreichender Rechte als Menschen zweiter Klasse fühlen. Israelis und Juden werfen der palästinensischen Seite

und ihren Unterstützern oft vor, dass sie die Geschichte verzerren und die Sichtweise der jüdischen Bevölkerung in Israel ignorieren – die dringende Notwendigkeit eines eigenen Staates nach der Schoa, die Bereitschaft zum Kompromiss, die jahrzehntelange Furcht vor der Zerstörung ihres Landes durch übermächtige Nachbarn, die ständige Angst vor Terror gegen unschuldige Zivilisten. Aber auch von jüdischer Seite wird die palästinensische Perspektive kaum wahrgenommen, wird allein die Verwendung des Wortes Nakba bereits als anti-israelische Propaganda verurteilt. Das fehlende Verständnis für das andere Narrativ dieses Konflikts verschärft die Bitterkeit bei den beiden Völkern und steht einer politischen Lösung ständig im Weg.

Gerade in diesem Jahr des Feierns ist es daher für Menschen, die sich

mit Israel identifizieren und solidarisieren, besonders wertvoll, Stimmen von palästinensischen Autorinnen und Autoren zu hören, die eine ganz andere Erfahrung mit der Zeit nach 1948 vermitteln. Es sind Stimmen, die das Existenzrecht Israels nicht infrage stellen, sondern den Frieden wünschen und auch Respekt für die Errungenschaften des Staates und seiner Gesellschaft zeigen, aber gleichzeitig bewusst machen, wie groß das Leid auf der anderen Seite war.

Drei Bücher, die auf Deutsch vorliegen oder verfasst wurden, eignen sich dafür besonders. Sie vermitteln drei sehr unterschiedlichen Erfahrungen: *Es war einmal ein Land: Ein Leben in Palästina* von Sari Nusseibeh, einem palästinensischen Philosophen aus Ostjerusalem; *Ich werde nicht hassen: Meine Töchter starben, meine Hoffnung lebt weiter* von Izzeldin Abuelaish, einem Arzt aus dem Gazastreifen; und *Orangen aus Jaffa: Eine wahre Geschichte über das Ende der goldenen Ära Palästinas* von Nadine Sayegh, einer Österreicherin palästinensischer Herkunft.

Voller Hoffnung

Nusseibeh wurde 1949 in eine prominente Familie in Ostjerusalem hineingeboren, wuchs unter jordanischer Herrschaft auf und erlebte als junger Mann den Sechstagekrieg und die Annexion seiner Heimatstadt durch Israel. Er studierte in Oxford und Harvard und wurde dann zu einem der führenden palästinensischen Intellektuellen und Funktionär in der PLO, wo er stets für friedliche Wege des Widerstands und eine Zweistaatenlösung eintrat. Fast 20 Jahre führte er als Präsident die al-Quds-Universität in Jerusalem. *Es war einmal ein Land* ist seine Autobiografie, die erstmals 2007 erschien, als er die Hoffnung auf eine Friedenslösung noch nicht ganz aufgeben hatte. Es ist eine aufregende Lebensgeschichte und ein politisches Manifest eines großen Humanisten.

Was an Nusseibehs Buch fasziniert, ist seine Ablehnung von jeder Art des Fanatismus, ganz besonders im eigenen Lager, sein Respekt für jene Teile der israelischen Gesellschaft, die ebenfalls eine faire und friedliche Lösung des Konfliktes suchen. Umso

mehr empören die zahlreichen Vorfälle, in denen Nusseibeh von israelischen Behörden und der Justiz drangsaliert, angeklagt und zeitweise eingesperrt wurde. Der Gedanke drängt sich auf, dass bei einem anderen Umgang mit Palästinensern wie ihm der Friedensprozess der 1990er-Jahre vielleicht doch eine Chance gehabt hätte.

Gegen die Gewalt

Auch im Buch von Izzeldin Abuelaish ist es schmerzhaft zu lesen, wie schmachvoll sein Einsatz für Versöhnung und Frieden belohnt wurde. Aufgewachsen in einer bettelarmen Flüchtlingsfamilie in einem Camp im Gazastreifen, erkämpfte er sich die Chance zu einem Medizinstudium in Kairo, kehrte nach Gaza zurück und wurde dann als erster palästinensischer Mediziner in einem israelischen Krankenhaus tätig. Abuelaish war bereits ein bekannter Friedensaktivist, als beim Einmarsch der israelischen Armee im Gazastreifen sein Haus bombardiert wurde und drei seiner Töchter sowie seine Nichte dabei ums Leben kam. Das israelische TV-Publikum erlebte das Drama live mit, weil Abuelaish während des Angriffs mit einem befreundeten Moderator telefonierte und ihn anflehte, er solle das israelische Militär auffordern, den Beschuss seines Hauses einzustellen – vergeblich.

Abuelaish blieb auch dann dem Frieden und der Versöhnung treu und setzt von Kanada aus, wohin er mit seinen übrigen Kindern emigrierte, den Kampf gegen Hass und Gewalt fort. Seine Autobiografie *Ich werde nicht hassen* aus dem Jahr 2013 ist vor kurzem neu auf Deutsch erschienen. Bei einer Buchpräsentation in Wien, die ich moderierte, vermittelte der Autor erneut seine Überzeugung, dass es Frieden zwischen einem israelischen und palästinensischen Staat geben kann.

Familiäre Zuflucht

Nadine Sayegh kannte das Schicksal der palästinensischen Diaspora vor allem aus den Erzählungen ihres Vaters Nicolas, der mit seiner christlich-palästinensischen Familie eine unbeschwerte Kindheit in Jaffa verbrachte, aus der er 1948 herausgerissen wurde.

Die Familie flüchtete nach Beirut, wo Nadine 1974 auf die Welt kam. Nicolas arbeitete damals bereits für die UNRWA, der Uno-Hilfsorganisation für Palästinenser, und übersiedelte nach Wien, wo Nadine aufwuchs, studierte, arbeitete und heiratete. Doch die Geschichten ihres Vaters über das Leben in Jaffa ließen sie nicht los, bis sie sich im Zuge eines Besuchs in Israel entschloss, darüber ein Buch zu schreiben.

Es ist eine idyllische Welt, die hier beschrieben wird, voller familiärer Zärtlichkeit sowie kleiner und größerer Bubenabenteuer, die erst in Brüche zu gehen beginnt, als das Ende des britischen Mandats immer näher rückt und damit auch der bewaffnete Konflikt. Die Familie Sayegh wurde selbst nicht bedroht, hatte aber Angst vor den zionistischen Kämpfern und glaubte den arabischen Versicherungen, dass sie bald wieder heimkehren könnten. Das Haus der Familie fiel an den Staat, eine Rückgabe ist ausgeschlossen, solange Israel sich im Kriegszustand mit dem Libanon befindet. Nadine Sayegh lebt mit ihrem Mann und Kindern in Wohlstand und Sicherheit in Wien, doch auch ihr Leben ist geprägt vom unwiederbringlichen Verlust einer Welt.

Keines dieser Bücher erzählt die Geschichte des israelisch-palästinensischen Konflikts vollständig, und die Beschreibung mancher historischer Fakten mag auf Widerspruch stoßen. Aber sie alle machen deutlich, wie sehr auch auf der anderen Seite Trauer, Leid und Menschlichkeit regieren – eine Erkenntnis, die in emotionalen Debatten leicht verloren geht.

Sari Nusseibeh, *Es war einmal ein Land: Ein Leben in Palästina*, 525 S., Suhrkamp, 2009

Izzeldin Abuelaish, *Ich werde nicht hassen: Meine Töchter starben, meine Hoffnung lebt weiter*. 272 S., Langen-Müller, 2022

Nadine Sayegh, *Orangen aus Jaffa: Eine wahre Geschichte über das Ende der goldenen Ära Palästinas*. 160 S., Edition a, 2021

„Ich bin offen für alles“



Shira Patchornik ist dort sesshaft, wo sie gerade lebt und arbeitet.

Sie ist dreißig Jahre jung, stimmungsgewaltig und selbstbewusst: Die Israelin Shira Patchornik ist auf dem Sprung zur ganz großen Karriere.

VON RENÉ WACHTEL (TEXT) UND
OURIEL MORGENSZTERN (FOTOS)

Was wäre geeigneter, um eine junge Sängerin aus Israel zu treffen, als das Hotel Imperial gleich hinter dem Musikverein, neben dem Konzerthaus und nur ein paar Schritte von der Wiener Staatsoper entfernt? Hier verabrede ich mich also mit Shira Patchornik, die in einem bunten Daunenmantel zur Tür hereinschneit. Mode, wird sich im Laufe unseres Gespräches herausstellen, ist der quirligen Sängerin mit der roten Lockenmähne wichtig, „es drückt auch meine Wertschätzung gegenüber anderen Menschen aus, dem Anlass entsprechend gekleidet zu sein.“ Stylistin hat sie keine, ihre

Kleider für ihre Soloabende sucht sie sich selber aus – und zwar bevorzugt in Second-Hand-Läden und Vintage-Stores.

Das Gespräch führen wir auf Wunsch von Shira Patchornik auf Deutsch. Die 30-jährige Israelin lebt seit einiger Zeit in Deutschland, die Landessprache zu beherrschen, ist ihr wichtig. Eigentlich kam sie nur nach Leipzig, um Gesang zu studieren; doch dann hat sie sich in die sächsische Boomtown der Kreativszene verliebt: „Leipzig ist die perfekte Mischung, eine große Stadt, viel grün, viel Kunst, alternative Menschen und viel Ju-



gend!“ Dass sie aber jetzt wirklich dort sesshaft wäre, will sie freilich nicht behaupten, „als Künstlerin bin ich ständig unterwegs. Ich bin vielleicht fünf Wochen im Jahr in Leipzig. Aber meine Wohnung dort ist mein Ruhepol.“ Wobei es durchaus auch vorstellbar wäre, dass sie später einmal Wien zu ihrem Hauptwohnsitz macht. Denn die Stadt sei nicht nur schön, sondern habe einer Künstlerin wie ihr viel zu bieten.

Patchornik ist in Wien bereits des Öfteren aufgetreten, unter anderem im Künstlerhaus und in der Wiener Kammeroper, wo sie 2017 die Gräfin Bandiera in Salieris *La Scuola de' Gelosi* gab. Nur an der Wiener Staatsoper hat sie – „leider!“ – noch nicht gesungen. Langweilig ist ihr trotzdem nicht, Auftritte bei den Bregenzer Festspielen und zuvor in Italien stehen an. Im April singt sie die Pamina in Mozarts *Zauberflöte* im Teatro Regio in Turin, weshalb sie gerade Italienisch lernt. Und im Mai wird sie ein Konzert bei den Barocktagen Melk geben.

Eine ganz besondere Erinnerung hat sie an das Festival der Alten Mu-

sik in Innsbruck, wo sie 2021 die Barockmusik für sich entdeckte und auch heuer wieder zu Gast sein wird. Vor zwei Jahren gewann sie bei dem nach dem Barockkomponisten Pietro Antonio Cesti benannten Wettbewerb sowohl den ersten als auch den Publikumspreis.

Große Reise

Im gleichen Jahr entschied die Barockmusik-Liebhaberin in Rouen in der Normandie auch den Internationalen *Concours Corneille* für sich. „Barockmusik ist eine komplett neue Erfahrung für mich, sie macht mir unglaublich viel Spaß. Aber natürlich will ich nicht beim Barock stehenbleiben, sondern ich bin offen für wirklich alles. So war auch meine Ausbildung in Israel. Das ist für eine Künstlerin ein sehr kleines Land, daher muss man da alles singen.“

Bereits mit sieben Jahren begann sie im Chor zu singen. „Meine Mutter ist sehr musikalisch. Sie hat zehn Jahre Klavier studiert, ist aber Wissenschaftlerin geworden. Aber sie hat meine Leidenschaft stets voll unter-

stützt.“ Mit neun ging die kleine Shira zum ersten Vorsingen und ergatterte auch eine kleine Rolle – ausgerechnet in *Sound of Music*. Mit 14 hatte sie ihren ersten Soloabend in der Tel Aviver Oper, sang als Jugendliche in vielen Opernproduktionen, unter anderem in Leoš Janáčeks *Das schlaue Füchlein*. „Sogar während meiner Armeezeit in Israel hatte ich Glück und konnte meine Gesangsausbildung fortsetzen. Ich durfte sogar mehrmals ins Ausland zu Aufführungen reisen.“

Neue Facetten

Trotzdem habe sie mit dem Gedanken gespielt, einen anderen Beruf zu ergreifen. Als 16-Jährige arbeitete sie freiwillig als Notfallsanitäterin. „Ich habe es geliebt! Vielleicht mache ich es ja einmal später. Aber jetzt bin ich freischaffende Künstlerin, und das bedeutet mir sehr viel. Junge Israelis machen nach der Armee ‚die große Reise‘ – meistens gehen sie nach Asien oder Südamerika. Ich habe das nicht gemacht, ich mache die große Reise immer noch als Künstlerin.“ Gute Vorbereitung ist der halbe Erfolg, wenn

„Obwohl ich nicht religiös bin, ist Jom Kippur in Israel der schönste Feiertag. Das ganze Land ist ruhig, man kann auf der Autobahn mit dem Fahrrad fahren oder skaten. Das ist einzigartig, das gibt es nur in Israel.“

sie zur ersten Probe kommt, hat sie immer schon ein Bild im Kopf. „Aber ich habe kein Problem, mich mit den Vorstellungen des Regisseurs auseinanderzusetzen. Es ist für mich auch immer aufregend und spannend, eine Partie wie zum Beispiel die Suzanna in *Le nozze di Figaro*, die ich schon öfters gesungen habe, bei einem anderen Regisseur neu zu entwickeln.“ Dieses Jahr hat sie an der Deutschen Oper am Rhein in Düsseldorf die Gelegenheit, mit einem neuen Regisseur solche neuen Facetten der Susanna zu entdecken. In den letzten Jahren standen auch etliche Liederabende auf dem Programm, unter anderem mit Michael Schade, „eine einmalige Erfahrung, mit diesem großartigen

Tenor zu singen und zu arbeiten“. Und gerade für sie als Israelin sei es besonders aufwühlend gewesen, beim Holocaust-Gedenktag in Turin *Das Tagebuch der Anne Frank* interpretieren zu dürfen. Es drängt sich die Frage auf, ob sie jemals Antisemitismus in Europa erlebt hat. Nein, sagt sie entschieden, eher das Gegenteil: „Eine Bekannte ist Journalistin in Deutschland, und die fühlt sich schuldig für das, was die Nazis gemacht haben.“ So gern sie – auch aus beruflichen Gründen – in Deutschland lebt, so gern kehrt sie immer wieder in das Land ihrer Großeltern zurück, die Anfang des 20. Jahrhunderts über Russland und Polen nach Israel kamen und zu den Gründerfamilien der Stadt Nes Ziona in der Nähe von

Tel Aviv zählen. „Letzten Oktober hatte mein kleinerer Bruder Bar Mizwa, es war wunderschön, mit der Familie und den Freunden zu feiern. Und obwohl ich nicht religiös bin, ist Jom Kippur in Israel der schönste Feiertag. Das ganze Land ist ruhig, man kann auf der Autobahn mit dem Fahrrad fahren oder skaten. Das ist einzigartig, das gibt es nur in Israel.“

Unser Gespräch neigt sich dem Ende zu, als ihr Freund, ein Cembalo-Spieler, zu uns stößt. „Da er die Barockmusik kennt und liebt, kann er mir bei meinen Vorbereitungen viel Input geben, das ist wunderbar.“ Sagt's und ist wieder unterwegs. Diesmal mit ihrem Freund zum Mittagessen.



Imperial gepolstert: NU-Autor René Wachtel im Gespräch mit Shira Patchornik.

Strich für Strich

© PETERGRAND



Das Ausmaß der Menschenverachtung wird man in den Gesichtern der Täter nicht finden können: Dietmar Reinhard's Comic besticht als präzise dokumentarische Rekonstruktion.

Der deutscher Zeichner Dietmar Reinhard widmet sich mit den Mitteln des Comics dem Leben und Sterben in Auschwitz.

VON MARTIN REITERER

Es gibt in diesem Comic kein Schwarz, nur Stufen von Grau, kaum merklich grundiert mit einem blasen Beige und einem gelegentlichen Brauntönen. Als wäre es zu einfach, das Geschehen von Auschwitz in monochromen Schwarz zu zeichnen. Selbst der Todesvogel, die einzige allegorische Darstellung innerhalb dieser Chronologie, die sich der Zeichner erlaubt, erscheint in dunklem Grau. Diet-

mar Reinhard's „grafische Dokumentation“ der Ereignisse in Auschwitz zwischen Frühjahr 1940 und Jänner 1945, vom Aufbau der größten Vernichtungsfabrik der Nazis bis zur Befreiung des Lagers durch die Rote Armee, ist eine akribische Aufzeichnung vom „Geflecht der Taten“ (Hannah Arendt), als das Auschwitz beschreibbar ist. Der heute Siebzigjährige ist bekannt für seine Arbeiten als freier Illustrator für *Stern*, *Zeit*, *Süddeutsche Zeitung* oder den *Rowohlt Verlag*. Seine konzeptionellen Porträts, vorzugsweise von Persönlichkeiten in Machtpositionen – darunter Diktatoren wie Kim Jong-un oder Stalin – sind subtile böse Satiren.

Mit *Leben und Sterben in Auschwitz* legt Reinhard nach einer fünfjährigen Arbeit nun erstmals einen Comic

vor. Rund dreißig Jahre, nachdem Art Spiegelman's *Maus – Die Geschichte eines Überlebenden* auf Deutsch erschienen war, kehrt ein deutscher Zeichner im Medium des Comics an jenen Ort zurück, der zum Inbegriff des Grauens im 20. Jahrhundert geworden ist. Spiegelman's Comic über seinen Vater und Auschwitz-Überlebenden, in dem Deutsche und Juden als Katzen und Mäuse dargestellt sind, stieß zunächst auf heftige Kritik, bevor seine Darstellung des Holocaust als besondere Ästhetik des Erinnerns (an) erkannt wurde.

Zeitsprung

Wie Reinhard der Aporie der Darstellbarkeit begegnet, deutet er in einem Zitat von Hannah Arendt an, das dem Band vorangestellt ist: „Sofern es

überhaupt ein ‚Bewältigen‘ der Vergangenheit gibt, besteht es im Nacherzählen dessen, was sich ereignet hat.“ Reinhard geht dabei an die Grenzen, denn weder blendet er die brutale Gewalt der SS-Leute aus, noch die Körper der Ermordeten. Basierend auf intensiven Quellenstudien, insbesondere auf Danuta Czechs *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939 – 1945*, der detailliertesten Tageschronik von Auschwitz, die sämtliche zur Verfügung stehenden Dokumente der Nationalsozialisten miteinbezieht, zeichnet Reinhard auf mehr als hundert Seiten die Geschichte von Auschwitz nach.

Der Comic beginnt mit einem Zeitsprung: 1947 wird der ehemalige Lagerkommandant Rudolf Höß, verurteilt zum Tode durch den Strang, in Auschwitz hingerichtet. Als sollte er dieses Geschehen überwachen, setzt sich ein Rabe auf eine Birke und verlässt den Ort nach Beendigung des Vorgangs. In der allegorischen Szene könnte man auch einen stummen Kommentar des Autors als Nachgeborenen erkennen.

In seinen Memoiren, die Höß in der Gefängniszeit zuvor niederschreibt, schildert er ausführlich seine „Arbeit“ in Auschwitz, die mit der Auskundschaftung des Geländes am Stadtrand von Auschwitz im April 1940 einsetzt.

Mit protokollarischer Genauigkeit folgt der Zeichner der Chronologie: dem Aufbau des Lagers, dem Kapo-System, der Ankunft des ersten Transports, den Schlägen und Schüssen, den 20-stündigen Stehappellen, der

Inbetriebnahme der Öfen von Topf & Söhne, den Selektionen, dem ersten Fluchtversuch, den Foltermethoden, den Besuchen Heinrich Himmlers, der Zäsur, welche die Neuausrichtung des Lagers als gezieltes Vernichtungslager aller Juden und Jüdinnen markiert, den massenhaften Vergasungen mit Zyklon B, den Verbrennungen, den Erweiterungen des Lagers, den qualvollen Experimenten an Frauen und Zwillingen. Auschwitz hat sich rasch zu einer kühlen Mordbürokratie entwickelt: „Hier geht es um Planungssicherheit.“

Erkennende Erinnerung

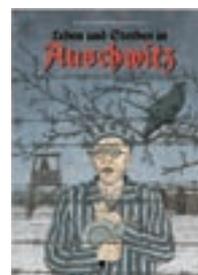
Reinhard erzählt nach, er inszeniert das Geflecht der Handlungen, in historisch belegten Dialogen, doch unter Verzicht auf alle unnötige Dramaturgie. Die Inszenierung dient jener „erkennenden Erinnerung“ und Rekonstruktion, von der Arendt in ihrer Lesing-Preis-Rede *Von der Menschlichkeit in finsternen Zeiten* (1959) spricht, aus welcher der von Reinhard zitierte Satz stammt.

In klaren grafischen Zeichnungen zeigt Reinhard's Comic die erschreckende „Banalität des Bösen“ (Arendt), die zum „Mord an Millionen durch Verwaltung“ (Theodor W. Adorno) führte. Mit dem industriellen Ablauf kontrastieren die vielen Menschengesichter, die der Zeichner immer wieder in den Vordergrund rückt. Falte um Falte, Haar um Haar setzen sich die Bilder der Menschen zusammen, Opfer wie Täter. An diesem Strich für Strich rekonstruierenden Prozess können die Leser und Leserinnen selbst teilhaben.

Das Ausmaß der Menschenverachtung werden sie in den Gesichtern der Täter allerdings nicht finden können.

Dagegen macht der Comic sowohl die zunehmende Steigerung der Brutalität des Lagerpersonals sichtbar als auch die zynische Inszenierung von Freundlichkeit, die dem reibungslosen Ablauf der Mordmaschinerie dient. Den Neuankömmlingen aus „Eichmanns Güterzügen“, die direkt in den Tod geschickt werden, wird vorgegaulert, dass sie nach einer Erfrischung eine „warme Suppe“ erwarten würde. Die Aufschriften „Brausebad“, „Desinfektion“ oder „Eine Laus, dein Tod“ vor den Vergasungskammern deuten die abgrundlose Tiefe des menschenverachtenden Zynismus an.

Reinhard's präzise dokumentarische Rekonstruktion der Ereignisse geht an die Grenzen einer Ästhetik der Erinnerung. Sie bewältigt nichts, sie erinnert. Darin ist sie ein Meisterwerk der grafischen Kunst.



Dietmar Reinhard
**Leben und Sterben
in Auschwitz**
bahoe books, 2022
128 S., EUR 25,-



ESRA

**Das ESRA Team wünscht
allen KlientInnen und FreundInnen
Chag Pessach Sameach!**

Jetzt neu!
Wir testen auf
Morbus Gaucher!
Weitere Infos
auf www.esra.at



Wo der Mensch im Mittelpunkt steht.

Obfrau: Dr. Dwora Stein Ärztlicher Geschäftsführer: Prim. PD DDr. Benjamin Vyssoki Kaufmännische Geschäftsführerin: PD Dr. Susanne Schütt

„Kann man etwas erinnern, das man nicht erlebt hat?“

© MAGNUS REED



Inszeniert für Momente der Selbsterkenntnis statt für falsche Betroffenheit: Die britische Theaterregisseurin Lily Sykes.

Die britische Regisseurin Lily Sykes inszeniert am Akademietheater Yasmin Rezas „Serge“. Ein Gespräch über Gedenktourismus, Erinnerungskultur und die Kunst, im Augenblick des Schreckens lachen zu können.

VON ANDREA SCHURIAN

Welturaufführung am Wiener Akademietheater: Die britische Theaterregisseurin Lily Sykes (39) hat Yasmina Rezas Roman *Serge* - gemeinsam mit dem Dramaturgen Andreas Karlaganis - dramatisiert. Die Geschwister Serge (Roland Koch), Nana (Alexandra Henkel) und Ich-Erzähler Jean (Michael Maertens) sind Nachkommen von Holocaust-Überlebenden. Nach dem Tod der Mutter beschließen sie, Auschwitz zu besuchen, wo Großvater, Großtante und Urgroßmutter ermordet wurden. Doch bei den drei Geschwistern will nicht so recht Betroffenheit aufkom-

men – zu sehr sind sie in familiäre Konflikte verstrickt. Was kann man erinnern, was man nicht selbst erlebt hat? Es sind provokante Fragen, die Yasmina Reza aufwirft. Das Interview mit Lily Sykes fand vor der Uraufführung im Akademietheater statt.

NU: Halten Sie es nicht für problematisch, dass man im ehemaligen Täterland Österreich in diesem Stück über Auschwitz lacht?

Lily Sykes: Man lacht nicht über Auschwitz zwischen 1939 und 1945, nicht über Genozid und Holocaust, nicht über sechs Millionen Tote. Die Satire handelt von diesem Ort, der zu einer Touristenattraktion degradiert wurde. In Krakau können Sie eine Tagestour buchen, erste Station ist Auschwitz, die zweite sind die Salzminen. Dass diese beiden Orte quasi touristisch gleichwertig sind, ist absurd. Und es geht um das Benehmen von Menschen an so einem Ort. In Yasmina Rezas Roman *Serge* sind es Kinder von Überlebenden. Sie fahren nach dem Tod der Mutter nach Auschwitz und benehmen sich furchtbar. Sie kreisen ausschließlich um sich selbst.

Sie versuchen, etwas zu empfinden, was ihren Vorfahren passiert ist, aber was sie spüren, sind die Konflikte, die gerade zwischen ihnen stattfinden.

Viele Menschen besuchen Auschwitz aber in erster Linie nicht, um Familienstreitereien zu lösen. Glauben Sie nicht, dass Überlebende oder Angehörige von Überlebenden gekränkt sein könnten durch diese Sichtweise, wenn Josephine zu ihrem Vater sagt: „Papa, das ist die Judenrampe, 500.000 Deportierte sind hier angekommen!“ Und Serge, ihr Vater dann antwortet, dass ihm das egal ist, er steigt nicht aus, denn er will nicht von irgendwelchen Viechern gestochen werden.

Gegenfrage: Worüber lacht man in dieser Situation? Man lacht natürlich nicht über die Rampe, sondern man lacht über die Ignoranz des Vaters. Man lacht über diesen Typen, über seine Sturheit und seinen Eigensinn und seine Unfähigkeit, seiner Tochter einen Gefallen zu tun. Yasmin Reza hat ihren Roman Imre Kertész gewidmet, der den Essay *Wem gehört Auschwitz* geschrieben hat. Darin vergleicht er Steven Spielbergs *Schindlers Liste* und Roberto Begninis Film *Das Leben ist schön*. Und er als Überlebender sagt, dass *Das Leben ist schön* eine viel realistischere und wahrhaftere Darstellung des Holocausts ist, denn das Leben im Lager, ja, der Holocaust selber sei ein absurdes und groteskes Phänomen.

Die Gefahr, von der falschen Seite Applaus zu bekommen, fürchten Sie nicht?

Es ist immer die Gefahr von Kunst, dass sie falsch verstanden wird oder jemanden kränken könnte. Aber es geht nicht darum, von allen verstanden zu werden. Sondern Fragen aufzuwerfen. Es reicht nicht, sich zu erinnern. Erinnerung verhindert keine Folter, keine Morde, keine Kriege. Was ist das Erinnern? Kann man etwas erinnern, was man nicht erlebt hat? Was ist ein Besuch eines Ortes ver-

glichen mit der Lektüre eines Buches über die Schoa? Oder verglichen mit dem neunstündigen *Shoah*-Film von Claude Lanzmann? Reza schreibt in ihrem Roman über die Fetischisierung des Erinnerns: „Ein Wissen, das nicht zutiefst mit einem selbst verbunden ist, bleibt folgenlos“. Sie kritisiert den Erinnerungskult, dass man durch Auschwitz geht und sich betroffen fühlt. Und wenn man betroffen ist, darf man sich gut fühlen und glauben, dass dies ausreicht. Sich betroffen zu fühlen, ist okay, aber es muss mehr sein. Wir müssen ein Wissen dafür entwickeln, dass das, was passiert ist, etwas mit uns zu tun hat. Kertész schreibt sinngemäß, dass das Wissen der einzige Wert ist, der aus dem Holocaust zu ziehen sei. Wissen wollen heißt, sich nicht nur mit der Opferperspektive zu konfrontieren, sondern auch mit der Täterperspektive. Ich bin in Nord-London aufgewachsen, einer Gegend mit einer großen jüdischen Community. Als ich im Zuge eines Schulaustausch nach Hamburg kam, besuchten wir ein KZ. Es hat mich schon damals genervt, als meine Londoner Schulfreunde sagten: „Ich bin so froh, kein Deutscher zu sein.“ Denn der Holocaust zeigt, wozu

wir als Menschen fähig sind – wir alle.

Ist der Plot auch von Yasmina Rezas eigener Biografie beeinflusst? Judentum als Glaubenspraxis und Religion habe auf ihr Schreiben keinen großen Einfluss, sie sei ohne Vergangenheit und Identität aufgewachsen, hat sie in einem „Zeit“-Interview gesagt.

Für viele Juden, die nicht in Israel leben, stellt sich die Frage nach der jüdischen Identität. Oder wie Kertész geschrieben hat, dass die Identität europäischer Juden durch die Schoa geprägt ist. Bei Yasmina Reza geht es auch um eine Generationenfrage: Die Kinder der Überlebenden wollen sich nicht mit der Vergangenheit beschäftigen, die Enkelgeneration sehr wohl.

Haben Sie den Stoff dem Burgtheater vorgeschlagen?

Nein, man hat mir den Stoff angeboten. Ich hatte mich vorher noch nie mit Yasmina Reza auseinandergesetzt. Als ich den Roman las, hat mir Rezas großartiger Sinn für das Grotteske, ihr unglaublich schonungsloser, unsentimentaler Blick auf den Menschen unglaublich gefallen. Und im Zuge der Vorbereitungen habe ich übrigens na-

türlich auch Auschwitz besucht.

Wie ging es Ihnen dort?

Ich habe sehr auf das Benehmen der Menschen rund um mich geachtet. Und mich hat tatsächlich die Art und Weise befremdet, wie sie durch das Stammlager gegangen sind, man hätte auch im Louvre sein können oder im Kunsthistorischen Museum. Birkenau hingegen fand ich extrem beklemmend – weil da nichts ist. Rasen. Ruinen. Es ist ein ganz schlimmer Ort und man findet es schwer, die Gefühle, die man hat, wenn man dort ist, in Worte zu fassen. Unter diesem Aspekt kann ich auch das Benehmen der Familie Popper in Birkenau verstehen.

Ihrem idealen Publikum: Wie soll es ihm bei dem Stück gehen?

Dass es über sich selbst lacht. Dass es sich, seine Familienstrukturen, in vielen Situationen wiederkennt und vielleicht einen kurzen Moment glaubt, etwas verstanden zu haben. Es geht nicht nur um eine jüdische, sondern schlechthin um eine Familie – vom Kind bis zum 99-jährigen Mann. Vielleicht guckt man zu und erkennt irgendetwas in sich.

Pressestimmen

Nachtkritik.de: Wikinger in Auschwitz

Am dichtesten wird der Abend, wenn die Figuren durch Auschwitz stolpern, jede auf eigene Art vom Unfassbaren aus der Fassung gebracht. Ansonsten fühlt man sich wie zufällig zur Familie von jemand anderem mitgenommen. Die Vertrautheit der Mitglieder untereinander, ihre Konflikte, ihre Scherze, man verfolgt sie, durchaus mit Sympathie, wo man schon mal da ist. Aber man kommt nicht wirklich mit und fragt auch nicht nach. Geht einen ja eigentlich nix an. (Martin Thomas Pesl)

Der Standard: Yasmina Rezas „Serge“ kommt nicht in Schwung

Die sonst bei Reza so wirkungsvolle Balance zwischen Tragik und Komik

vermag diese Inszenierung nicht zu erzeugen, weil man schlichtweg weder das eine noch das andere auf der Bühne vorfindet. Sie verbleiben im erzählerischen Bereich verkapselt, in Telefonaten, in Imaginationen, Erinnerungen. Besonders die als Pointen gedachten Szenen, beispielsweise die ausagierten Kindheitserinnerungen mit Wikingerverkleidung, wirken schal. (Margarete Affenzeller)

Kurier: Respektabler Betroffenheitssonderapplaus

Yasmina Reza, die französische Autorin mit jüdisch-iranisch-ungarischen Wurzeln, weiß, wie man wunderbare Stücke schreibt. [...] Es dürfte also einen Grund haben, warum sie die Geschichte von drei Geschwistern, die durch den Tod ihrer Mutter mit der Shoah konfrontiert werden, als Roman konzipierte. [...] Trotz zahlreicher Metaphern und bedeutungsvoller

Zeichen (sieben Sessel, sieben Türen) erreicht der Abend nur in wenigen Momenten Tiefe. [...] Natürlich berührt es, wenn Alexandra Henkel als wunderbar kämpferische Nana zum Schluss die Hand zur Versöhnung ausstreckt. Der respektable Betroffenheitssonderapplaus erstaunt aber dann doch. (Thomas Trenkler)



Redliches Bemühen: Roland Koch, Alexandra Henkel und Michael Maertens.

© MATTHIAS HORN

Die Fährnisse der Überlebenskunst



„Überleben heißt, Schuld zu empfinden, auch wenn man sich gar nicht schuldig gemacht hat.“ Einer der bedeutendsten österreichischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts: Albert Drach, 1993.

Der jüdische Schriftsteller und Anwalt Albert Drach (1902–1995) gilt als einer der radikalsten Vertreter österreichischer Nachkriegsliteratur. Trotzdem blieb der gelernte Jurist ein literarischer Außenseiter. Eine Würdigung.

VON RONALD POHL

Als dem Mödlinger Juristen Albert Drach mit der Zuerkennung des Heinrich-von-Kleist-Preises 1928 die größtmögliche Anerkennung als Dramatiker zuteil wurde, war von den späteren Hanswurstiaden noch keine Rede: Drachs *Kasperlspiel vom Meister Siebentod*, die vollständige Herausstellung Hitlers als notorischer Dummkopf. Mit der Kennzeichnung der Nazis als gemeingefährliche Ha-

lunken war für Drach nicht allein über den „Führer“ und dessen Spießgesellen der Stab gebrochen. Sein ganzes Leben lang – es dauerte immerhin 93 Jahre – erwehrte Drach sich aller Zudringlichkeiten durch die Dummen, die für ihn, zufolge einer Art Wesensverwandtschaft, immer auch die Gemeinen waren.

Mit dem Einmarsch der Hitler-Truppen in Österreich 1938 wurden aus den Gemeingefährlichen solche, die sich für Drach und die anderen jüdischen Bürgerinnen und Bürger als todbringend gebärdeten. Drach wollte nach dem sogenannten „Anschluss“ auf seine Mödlinger Anwaltskanzlei keinesfalls Verzicht leisten. Er glaubte sich allen Ernstes im guten Recht, als er gegen die kommissarische Verwaltung seines Hauses durch die Nazis Einspruch anmeldete. Die unverbrüchliche Geltung des Rechts: Sie wurde selbst dann noch von Drach und anderen Wohlgesinnten behauptet, als man jüdische Menschen bespuckte, ernied-

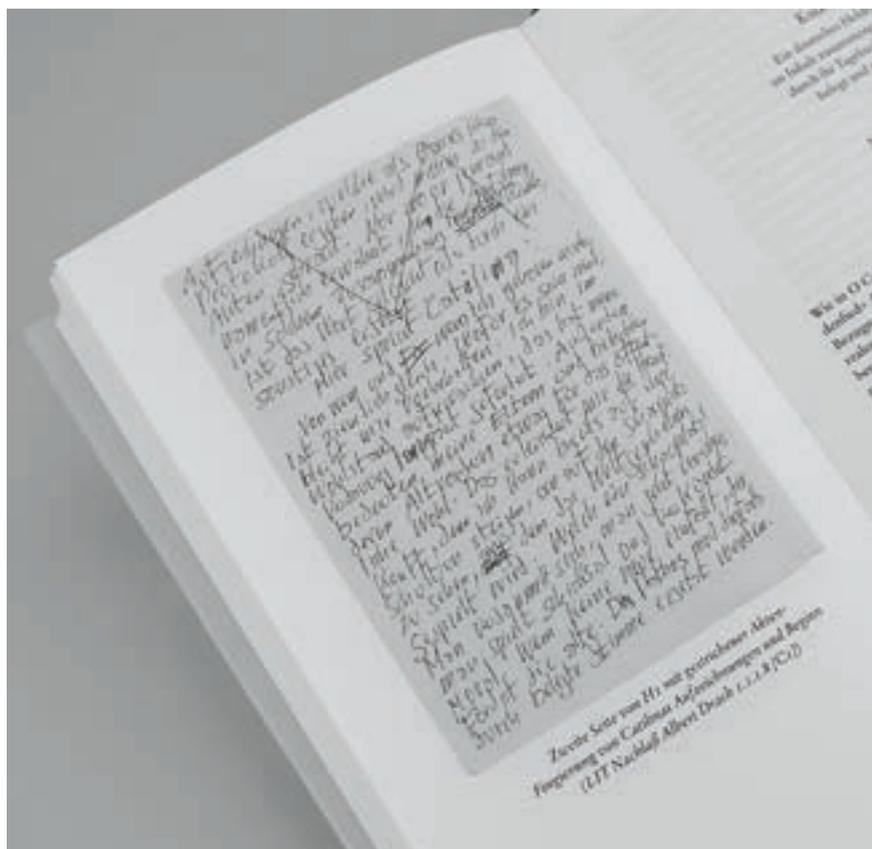
rigte, sie körperlich versehrte – und sie den sogenannten Boden der Tatsachen mit Bürsten zu schrubben befahl.

Drach verließ im Oktober 1938 das mit vereinten Kräften, darunter vor allem einheimischen, um sein Daseinsrecht gebrachte Österreich. Die anschließende Odyssee durch Frankreich fand ihren literarischen Niederschlag in der *Unsentimentalen Reise*: kein Protokoll, wie so viele andere Drach'schen Beweisführungen, sondern ein „Bericht“. Drach wird zu Peter/Pierre Kucku, der allerlei Überlebenskünste ausbildet, diese, an Leib und Leben bedroht, immens verfeinert. Drach wird zum Darsteller seiner selbst. Er erhält im französischen Exil den zum Erweis seiner personalen Identität unumgänglich notwendigen Heimatschein nachgeschickt: durch seine Mutter.

Selbstverleugung

Drach und seinesgleichen schlägt die mögliche Stunde der Auslieferung. Er muss, um zu überleben, seine jüdische Identität leugnen. Zwar besitzt er die richtigen Dokumente. Wortlaut und Buchstabenbestand muss er jedoch für sich sprechen lassen: sie zu seinen Gunsten auslegen. Auf dem Heimatschein steht nämlich für „Israelitische Kultusgemeinde“ das Kürzel I.K.G. Albert Drach kann glaubhaft versichern, dass die Abkürzung meint, er, Drach, lebe „im katholischen Glauben“. Weiters verfügt er über Papiere seiner Halbschwester, die mütterlicherseits katholischer Herkunft ist. In Vichy-Frankreich gilt man dann nicht als Jude oder Jüdin, wenn man über nicht mehr als zwei jüdische Großeltern verfügt und bis zum 25. Juni 1940 konvertiert ist.

Immer noch führt die lebensrettende Operation der Selbstverleugnung Drach zurück auf den Boden des – freilich traktierten, mit Füßen getretenen – Rechts. Als jemand, der überlebt, trägt er die Bürde, die Mutter verleugnet zu haben. Drach ist sich selbst



In „O Catilina“ widmet sich Drach dem römischen Anführer (Handschrift aus dem Nachlass).

der Nächste geblieben. Das lebensrettende Zertifikat erhält er ausgerechnet vom „Kommissariat für Judenangelegenheiten“: Diese Behörde tut sich bei der Judenverfolgung mit besonderem Eifer hervor. Der Überlebenskampf besitzt seine eigenen, unlösbaren Widersprüche.

Verweiser

Drach wird dem Geschehen nachträglich zynische Spitzen aufsetzen: dessen Vernunftlosigkeit brandmarken, die Maske des Ätzkünstlers aufsetzen, über alle, vermeintlich fest umrissenen Identitäten die Säure seines Wortwitzes ausgießen. *Die Unsentimentale Reise* ist dasjenige Prosabuch Albert Drachs, das durch seine „Vulgarität“ aus seinem Werkkanon heraussticht. Es ist herzerreißend.

Doch wer ist man geblieben, wenn man füglich hat in Abrede stellen müssen, wer man ist? Die anderen, die Toten, die man nie vergessen kann, kehren wieder, etwa in *Das Beileid*. Albert Drachs zynischer Realismus inszeniert die Wiederkehr der Wirklichkeit: als einer verrenkten, vollends aus dem Lot geratenen. In seinen großen und kleinen Protokollen – *Das große Protokoll gegen Zwetschkenbaum*

(1964), *Untersuchung an Mädeln* (1971) – tritt die Sprache nochmals (und mehrmals) als Allmächtige auf, als die unumgänglich höchste Gewalt. In der Vielstimmigkeit einer vermeintlich nüchtern registrierenden Sprache finden alle den ihnen zustehenden Platz, nehmen ihn ein: die Opfer, die Täter, die Topografien.

Der Dichter ist, sehr frei nach Samuel Beckett, ihr Verweiser: derjenige, der jedermann, jederfrau diejenige Position anweist, die ihm oder ihr gebührt. Doch wer Unmenschlichkeit zu objektivieren sich anschickt, muss vor der Definitionsmacht der Sprache, vor ihrem unbarmherzigen Diktat, sich seinerseits in Acht nehmen.

Das „Teuflische“ schlummert in allen Dingen. In Albert Drachs Fragmenten zu *Das Beileid* sind die Grundzüge dieser nicht zu sühnenden Entstellung der Wirklichkeit erfasst: „Überleben heißt, Schuld zu empfinden, auch wenn man sich gar nicht schuldig gemacht hat.“

Als „rassisch“ verfolgter Flüchtling hört man irgendwann auf, man selbst zu sein. Man wird „ver-rückt“, tritt an die Stelle eines anderen, so wie eine Eigenschaft, unter Umständen, an die Stelle des Eigennamens tritt. Noch

kurz vor seiner Rückkehr nach Wien 1948 schrieb Albert Drach aus Nizza, seinem damaligen Wohnort, an eine Mödlinger Freundin: „Ich schreibe hier meist an meinem Roman *Unsentimentale Reise*, den ich neu begonnen habe und statt im Protokollstil im ‚Vulgärstil‘ halte. Ich weiß, dass er hierdurch viel von seiner Eigenart und seinem Witz verliert, ich muss aber dem Rechnung tragen, dass ich in einer Welt von Trotteln lebe, die nicht in der Lage sind, ein Kunstwerk nach seiner Wahrheit zu beurteilen.“

Dass noch in der Entstellung des Kunstwerks seine ganze Wahrheit enthalten sein könnte – die Unbarmherzigkeit einer solchen Erkenntnis muss dem 1988 mit dem Georg-Büchner-Preis ausgezeichneten, großen Autor Albert Drach später unbedingt augenfällig geworden sein.

Albert Drach: Werke in 10 Bänden, erschienen im Zsolnay Verlag



Verkitschung von Befindlichkeiten

KOMMENTAR VON ANDREA SCHURIAN

In der Ausstellung *100 Missverständnisse über und unter Juden* im Jüdischen Museum ist das größte Missverständnis die Ausstellung selbst, in der völlig unwissenschaftlich die Begriffe Missverständnis, Vorurteil und Klischee konstant verwechselt werden, und die Erklärungen etlicher Missverständnisse einander aushebeln. Und da reden wir noch nicht über die Katalogtexte, die mitunter deutliche Sympathien für die BDS-Bewegung formulieren (aus den Saalbeschriftungen wurden diese Texte entfernt). Ja, BDS, das wäre ein Missverständnis, über dessen antisemitische Grundierung aufzuklären eventuell einem jüdischen Museum anstünde.

Ist die Ausstellung antisemitisch? Sie reißt jedenfalls mehr Gräben auf, als sie Brücken zu schlagen imstande ist. Die Schoa, ihre historische Aufarbeitung, ihre furchtbare Einzigartigkeit beispielsweise ist – zumindest in der Ausstellung – ein immer wiederkehrendes Missverständnis. Missverständnis? Gleich daneben wird angeblich schlechter jüdischer Geschmack auf mehrere Missverständnisse aufgeteilt.

Seit der Eröffnung herrschen: Aufregung. Angriff. Verteidigung. Barbara Staudinger, die neue JMW-Direktorin, vermutet, dass der Skandal vorbereitet wurde. Von wem? Von der jüdischen Wienverschörung? Den Kritikern gehe es weniger um die Ausstellung als um die Frage, ob eine Nichtjüdin ein jüdisches Museum leiten dürfe, sagte sie in einem *Standard*-Interview und fügt noch ein wenig gekränkt an: „Was heißt überhaupt jüdisch? Und wer bestimmt darüber, wie richtig jüdisch man ist?“ Barbara Staudinger ist nicht jüdisch; ich, Chefredakteurin eines jü-

dischen Magazins, bin es auch nicht. Doch als nichtjüdische Direktorin eines jüdischen Museums sollte sie zumindest im Hinterkopf haben, dass jüdisch ist, wer eine jüdische Mutter hat oder wer nach bestimmten Kriterien zum Judentum übergetreten ist. Das Reformjudentum forciert auch die patrilineare Abstammung, vorausgesetzt, das Kind wird jüdisch erzogen. Für Frau Staudinger und mich träfe selbst das nicht zu.

Die Idee, Missverständnisse wissenschaftlich aufzuarbeiten und im besten Fall auszuräumen, ist genial. Geworden ist es eine geschwätzige Behauptungsschau, man könnte es glatt Verkitschung von Befindlichkeiten nennen. Und gibt es nicht zu jedem Land (und zu jeder Religion) Klischees, ist die jüdische Mamme nicht engstens verwandt mit der italienischen Mamma? Missverständnis 15 besagt, dass israelische Soldaten besonders tapfer, Missverständnis 16, dass israelische Soldatinnen besonders schön und tapfer seien. Ui! Arg, oder? Sind die Soldatinnen und Soldaten also nicht tapfer, sondern besonders feige? Welches Land brüstet sich mit der Hasenfüßigkeit seiner Militärangehörigen? Die Ritualmordlegende hingegen ist weder Klischee noch Missverständnis, sondern ein massives Vorurteil, das zu Pogromen und Judenverfolgung geführt hat. Wie missverständlich kann doch eine Ausstellung über Missverständnisse sein. Missverständnis 27 lautet übrigens: „In Gedenkstätten muss man sich gut benehmen“ Aha. Nein? Muss man nicht?

Die Kunst muss die teils an Haaren herbeigezogenen Thesen bebildern. Das zeugt von einem groben Missverständnis von Kunst, die ist nämlich autonom und kein Illustrationsgut. Es sind etliche hervorragende, provokante, spektakuläre Kunstwerke in

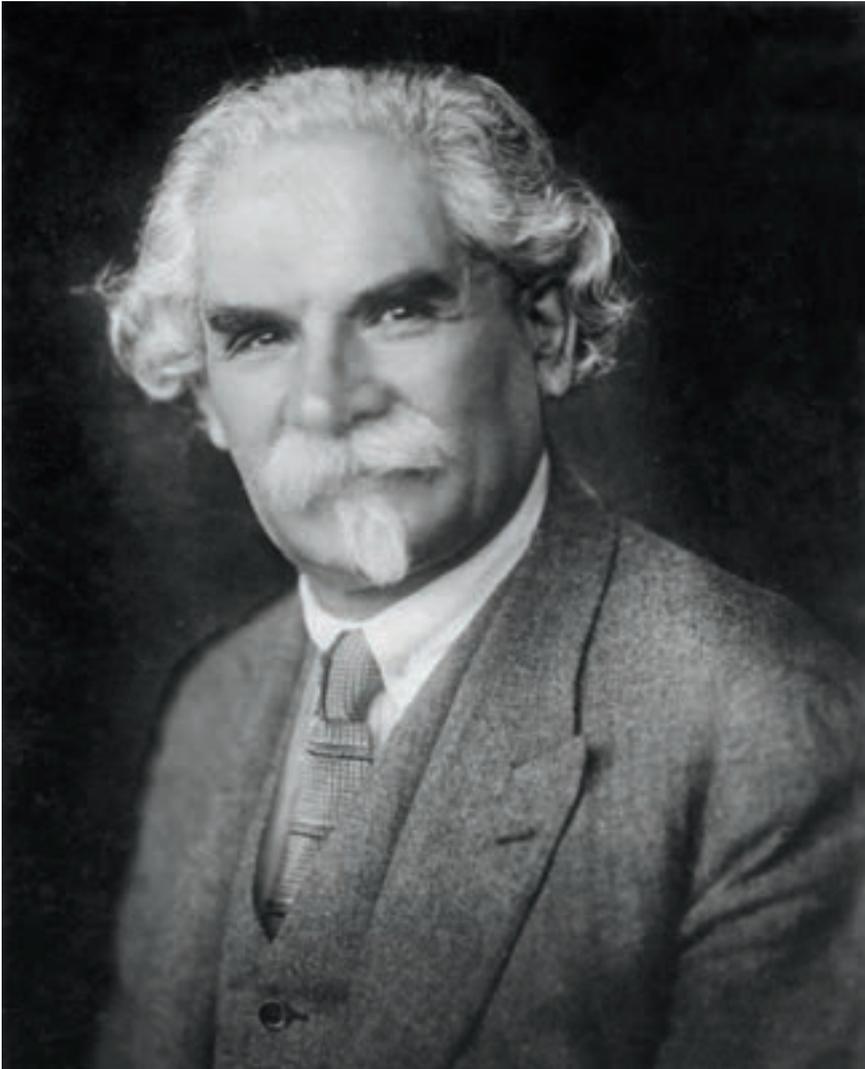
der Ausstellung, Boaz Arads Hitler als Kaminvorleger zählt dazu. Oder auch Tamir Zadok, dessen verstörendes Video *Matza Maker* das Missverständnis *45 Jüdinnen und Juden sind überempfindlich* bebildern soll. Allerdings würde man die Kunst lieber nicht als beiläufige Belegartikel für oft fragwürdige Kuratorenthesen sehen, sondern man sie gern tiefschärfer kennenlernen, im Kontext anderen künstlerischen Schaffens.

Ein jüdisches Museum sei keine Heilanstalt gegen Antisemitismus, schrieb Anna Goldenberg in der *Presse*, und problematische Formulierungen über „zionistische Expansionspolitik“ seien gleich nach Beginn der Ausstellung von der Objektbeschreibung entfernt worden und nur noch im Katalog zu lesen. Nur noch? Nach Abbau der Schau bleibt der Katalog das verschriftlichte Dokument des Ausstellungskonzepts (dass übrigens Ausstellungskataloge der Vorgängerin um einen Euro abverkauft werden, ist eine eher unelegante Geste, aber das ist eine andere Geschichte). Wenn sich die neue JMW-Direktion schon nicht dafür zuständig erachtet, Antisemitismus abzubauen, so wäre es ja immerhin erstrebenswert, ihn nicht noch zu befeuern.

PS: Danielle Spera, Staudingers Vorgängerin, ist *NU*-Herausgeberin und meine Freundin seit Studententagen. Man könnte also vermuten, dass ich bei der Beurteilung der Ausstellung nicht objektiv bin. Also habe ich die Ausstellung mit drei Menschen besucht: zwei jungen Juden, einer Nichtjüdin, alle unter dreißig. In der Kritik – beliebig, unwissenschaftlich, ärgerlich – waren wir uns ebenso einig wie darin, dass Barbara Staudinger durchaus die Chance verdient, es beim nächsten Mal hoffentlich besser zu machen.

Ein Streiter für den Frieden

© BILDARCHIV PISAREK / AKG-IMAGES / PICTUREDESK.COM



Porträtfotografie des jüdischen Journalisten und Dramaturgen Heinrich Glücksmann (1864–1947) von 1927, als er den Ehrentitel Professor erhält. Der Skandal um Schnitzlers „Reigen“ war noch nicht vergessen.

Mit seiner Biografie über Heinrich Glücksmann holt der Wiener Journalist Gerhard Friedrich den Förderer Arthur Schnitzlers und Stefan Zweigs aus dem Nebel des Vergessens.

VON MICHAEL J. REINPRECHT

Als Theatermensch, Journalist und Intellektueller war der aus Mähren stammende Wiener Jude und Humanist Heinrich Glücksmann aus der Wiener Gesellschaft der Jahrhundertwende nicht wegzudenken. Nach der Machtübernahme des NS-Regimes musste er Österreich verlassen.

Gerhard Friedrichs reich bebilderte, mit zahlreichen Faksimiles, Briefen und Handschriften versehene Biografie erinnert nun nicht nur an das vergessene Schaffen Glücksmanns, sondern lässt damit auch die letzten drei Jahrzehnte Wiens als k.u.k. Reichshauptstadt sowie die Jahre der Ersten Republik lebendig werden.

Heinrich Glücksmann, 1863 als Heinrich Blum in der Nähe von Brno

(Brünn) geboren, kam als Student nach Wien und schaffte es, langsam in der Theater- und später auch Filmbranche Fuß zu fassen. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs hatte es Glücksmann geschafft: Er galt als einer der bedeutendsten Repräsentanten der Wiener Kulturszene. Mit seinen Wertvorstellungen der Humanität und Toleranz, seiner Sehnsucht nach einem friedvollen Miteinander von Menschen verschiedenster sozialer Schichten und Nationalitäten fand er bei den Freimaurern, die im zisleithanischen Teil der Monarchie verboten waren, intellektuelle Heimat.

Er engagierte sich in Bertha von Suttners Friedensbewegung und wollte als Dramaturg des Volkthea-

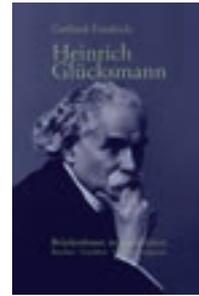
ters „neue Strömungen auf der Bühne sichtbar machen“. So versuchte er Arthur Schnitzlers gesellschaftskritisches Stück *Professor Bernardi* sofort nach dessen Erscheinen aufzuführen, verlor aber den Kampf mit der besonders strengen Zensurbehörde Wiens, das Drama wurde schließlich im November 1912 in Berlin uraufgeführt. Erst einige Wochen nach Ausrufung der Republik stand das Stück auch auf dem Spielplan des Volkstheaters. Konfrontationen scheute Glücksmann nicht: Trotz scharfer Kritik von christlichsozialer katholischer Seite brachte er 1921 Schnitzlers *Reigen* in die dem Volkstheater zugehörigen Kammerspiele. Das Stück hatte bereits in Berlin für einen Theaterskandal gesorgt, in Wien entzündete sich ein Streit zwischen der konservativen Bundesregierung und dem Roten Wien.

Auch im Parlament kam es, wie die *Illustrierte Kronen Zeitung* berichtete, zu Handgreiflichkeiten zwischen lin-

ken und rechten Abgeordneten. Trotzdem – oder gerade deswegen – wurde der *Reigen* ein Kassenschlager. Am 16. Februar wurde das Stück deshalb für 19 und für 22 Uhr auf den Spielplan gesetzt. „Doch mitten in der Abendvorstellung“, berichtet Gerhard Friedrich in der Glücksmann-Biografie, „kommt es zu einem organisierten Überfall auf das Publikum.“ Stinkbomben, mit Teer gefüllte Eier sowie Logensessel wurden ins Parkett geworfen und die in Panik fliehenden Theaterbesucher vor den Kammerspielen „von einer Wasserdusche aus geöffneten Hydranten empfangen“.

Wien hatte seinen veritablen Theaterskandal. Und mittendrin der ruhige, bedächtige Journalist und jüdische Dramaturg Glücksmann. Der wandte sich später dem Film zu, verfasste Drehbücher zu Stummfilmen über Mozart, Johann Strauß sowie über *Theodor Herzl – der Bannerträger des jüdischen Volkes*. Am 1. März 1943

starb Heinrich Glücksmann im argentinischen Exil. Diesen Publizisten und Streiter für Humanität und Frieden wieder zu entdecken, gibt Friedrichs Buch Gelegenheit.



Gerhard Friedrich
Heinrich Glücksmann
Brückenbauer in
neue Zeiten
Korrektur Verlag
180 S., EUR 29,90

Liebe zum Theater

Der ehemalige Journalist Gerhard Friedrich ist ganz Feuer und Flamme für den Wiener jüdischen Theatermenschen Heinrich Glücksmann. Er fühlt sich ihm nahe. Die Liebe des Autors zum Theaterleben und Schreiben trifft auf sein Interesse für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, das Ende der Monarchie und die Erste Republik. In dieser Gemengelage, erklärt Gerhard Friedrich, sei er auf den lange vergessenen Glücksmann gestoßen.

„Er war ein Vielarbeiter. Auf meinem Server habe ich mehr als 500 Zeitungsartikel zusammengetragen“, erzählt er. Daneben habe Glücksmann rund 1200 Vorträge gehalten, als Dramaturg des Volkstheaters damalige Autoren des Zeitgeists auf die Bühne gebracht und – kaum tauchten neue Techniken auf – Drehbücher für Filme geschrieben sowie Radiosendungen gestaltet.

Glücksmanns Verhältnis zu Lueger bezeichnet er als „ambivalent“. Auf der

einen Seite habe der damalige Bürgermeister ihn hofiert, ihm sogar eine Position angeboten, die er ablehnte, auf der anderen Seite war Glücksmann der Judenhass Luegers wohl bewusst. Nach seiner Rückkehr aus Ungarn 1890 hatte sich der junge Schriftsteller in der Vereinsgasse in der Leopoldstadt niedergelassen. „Glücksmann wird dort mit einem steigenden Antisemitismus konfrontiert, die soziale Prekarität der Vorstadt schlägt auf“, erklärt Friedrich. „Das ist eine Lebensschule für ihn“. Seine beste Zeit sei von der Jahrhundertwende bis in die späten 1920er Jahre gewesen. „Das waren wohl die Jahre der Anerkennung. Er erhält den Professorentitel, wird Ehrenbürger von Wien“.

Warum gerät eine anerkannte und in den Kulturkreisen Wiens hochgeschätzte Persönlichkeit derart in Vergessenheit? „Zum einen stirbt Glücksmann im Exil“, erklärt Friedrich, „zugleich stand er als Lektor, dann als Dramaturg immer in der zweiten Reihe. Er hat zwar Arthur Schnitzler

zum Durchbruch verholfen und Oscar Wilde auf die Wiener Bühnen gebracht, aber selbst stand er nicht im Rampenlicht. Doch er hat der Wiener Theaterlandschaft Impulse gegeben, die bis heute nachwirken.“



Gerhard Friedrich, Journalist, Fernsehmann, Filmemacher, Kolumnist fühlt sich dem Theatermenschen Heinrich Glücksmann verbunden.

Lebensgeschichten

Paulus Mankers Alma-Biografie und Tom Segevs Autobiografie: zwei Leseempfehlungen

VON GREGOR AUENHAMMER

Memoiren eines Unangepassten

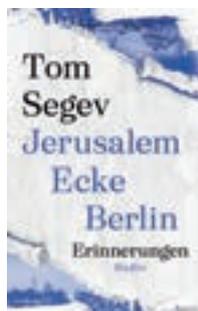
In einem Kapitel seiner Memoiren *Jerusalem Ecke Berlin*, erinnert sich Tom Segev an eine Begegnung mit Bruno Kreisky im Schatten von dessen Streit mit Simon Wiesenthal. Der streitbare Sonnenkönig wollte damals einen SS-Mann zum Außenminister ernennen. Den Zionismus bezeichnete er als „ziemlich rassistische Angelegenheit“.

Bruno Kreiskys Hauptthese war, schreibt Segev, „dass die Israelis in einem großen Irrtum lebten: Sie dächten, sie gehörten dem jüdischen Volk an, doch tatsächlich gebe es sowas gar nicht“. Als erstes, sagte Kreisky, wolle er etwas betonen, was er schon einmal Frau Golda Meir zu erklären versucht habe, soweit sie ihn denn den Mund habe auf tun lassen: er sei nicht gegen die Existenz des Staates Israel. Er betrachte ihn wie jeden anderen Staat. Er wolle auch keineswegs sagen, dass es im Staat Israel kein Volk gebe. Es lebe dort ein Volk, das israelische Volk. Er verglich die Israelis mit den Nachkommen der Auswanderer, die mit der Mayflower an der Küste Nordamerikas gelandet waren. All das mache sie aber nicht zu Angehörigen eines jüdischen Volkes. Denn das Judentum sei eine Religion. Über die Generationen seien an verschiedenen Orten der Welt jüdische Religionsgemeinden entstanden, die einen gemeinsamen religiösen Glauben und entsprechende Rituale teilten.“ Angesprochen auf Österreichs Rolle während der Nazi-Zeit erklärte er, „er fühle sich den guten wie den schlechten Seiten seines Landes verbunden und teile auch die historische Verantwortung, die das österreichische Volk wegen seiner Vergangenheit zu tragen habe.“

Tom Segev, geboren 1945 in Jerusalem als Sohn deutsch-jüdischer Flüchtlinge, zählt zu den klügsten, wiewohl

auch umstrittendsten Beobachtern der deutsch-israelischen Geschichte. Leidenschaftlich, mit Ironie und Wärme erzählt er in seinen Memoiren von seinem Karrierebeginn in Jerusalem bis zum Ende der DDR, von seinen Begegnungen mit Markus Wolf und Nelson Mandela, Fidel Castro, Mutter Teresa und Hannah Arendt, Willy Brandt, Helmut Schmidt, David Ben Gurion, Jasir Arafat, Heinrich Böll, Gabriel Stern, Günter Grass und vielen mehr.

Und er beschreibt, wie er sich auf der Suche nach dem Verständnis der deutschen Identität auch mit seinem Verhältnis zu Israel plagt: „Zuweilen fand ich den Staat Israel unausstehlich, aber rückblickend ist mir klar, dass ich hier geblieben bin, weil das, was ich hier liebe, das übertrifft, was ich abscheulich finde. Neben dem Krieg, dem Terror und der Unterdrückung verabscheue ich den Fanatismus, den Rassismus, den Nationalismus und die Diskriminierung. Ich liebe viele Menschen und meine Arbeit, die hebräische Sprache, die Freiheit, Spontanität und Solidarität, die Demokratie, soweit sie intakt ist. (...) Ich kenne kein fesselnderes menschliches Mosaik; fast jeder Israeli hat seine Geschichte. Eigenartigerweise liebe ich sogar meine begrenzte Zugehörigkeit und die schwierige Definition, wer ich eigentlich bin.“



Tom Segev
Jerusalem Ecke Berlin
Erinnerungen
Siedler-Verlag
416 S., EUR 33,50,-

Ode an die Leidenschaft

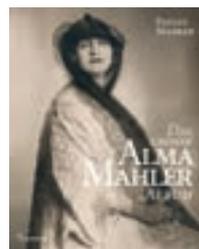
„Es ist mir so ein Schmerz, eine 150% Jüdin geboren zu haben“, schrieb Alma Mahler-Werfel über ihre Tochter Anna.

Sie könne ohne Juden nicht leben, lebe ja auch dauernd mit ihnen. „Aber meine Seele ist so voll Harm gegen sie, dass ich trotzig mich aufbäume – unentwegt“. Adolf Hitler bewunderte sie als „heldischen Menschen“, der „sieghaft über die Menschheit schreite.“

Alma: Diva und Hure, besessen, exzentrisch. Für sein Buch über die berühmt-berüchtigte Femme Fatale des Wiener Fin de Siècle exhumierte der Theatermacher Paulus Manker Schriften, Fotos, Skizzen, Tagebücher, dekuvriert Alfred Kubins *Todessprung*, auf dem ein Männchen in eine überdimensionale Vulva springt, als Synonym der „Sphinx Alma“. Luzide macht Manke ihre Ambivalenz sichtbar – zu den sie prägenden und von ihr geprägten, (jüdischen wie nicht-jüdischen) Männern. Man begegnet Gustav Klimt, Emil Jakob Schindler, Carl Moll, Oskar Kokoschka, Franz Werfel, Gustav Mahler, Walter Gropius und vielen mehr. „Nichts schmeckt besser als das Sperma von einem Genie“, bekannte die Künstler-Muse Ende der 1940er. Eine Sequenz mit Fotografien von Mankers genial-orgiastischem Theaterevent *Alma – a Show Biz ans Ende* rundet das Porträt der Zerrissenen perfekt ab. Manker gelingt mit jener Ode an Leidenschaft, die Leiden schafft, ein geniales Kaleidoskop des Lebens.

Paulus Mankers 1996 aufgeführter Dauerbrenner *Alma – A Show Biz ans Ende* von Joshua Sobol über Alma Mahler-Werfel hat am 23. Juni im renovierten Südbahnhof am Semmering Premiere.

www.alma-mahler.at
www.suedbahnhof-kultur.at



Paulus Manker
Das große Alma-Mahler-Album
Amalthea-Signum-Verlag
352 S., EUR 38,-

Verstehen oder Glauben

Ronni Sinai und Nathan Spasić diskutieren unmissverständlich verständnisvoll diverse Missverständnisse über und unter Juden.

Ronni: Nu, wie schmeckt dir der Kuchen hier im Jüdischen Museum?

Nathan: Ausgezeichnet, aber wie schmeckt er dir? Gläubig wie du bist, hat das sicher ein Nachspiel für dich, denn koscher ist er nicht ...

Ronni: Ich habe dich nicht gefragt, wie der Fisch heißt!

Nathan: Also das 101. Missverständnis?

Ronni: Als wären hundert nicht genug! NU, was sagst du zu der Ausstellung? Bist du jetzt immer noch Antisemit – oder zu einem geworden?

Nathan: Ich muss ehrlich sagen, dass ich so manches an der Ausstellung nicht verstehe. Vor allem die Texte sind oftmals nicht schlüssig – ein einfacher Verweis auf Quellen oder ein QR-Code mit weiterführenden Informationen hätte meiner Ansicht nach gereicht. Nun, mein Antisemitismus ist unverändert inexistent. Wie ging es dir in der Ausstellung?

Ronni: Für mich waren einige Überraschungsmomente dabei, denn ich war bisher auch der Meinung, dass es nur einen Messias gibt. Was soll denn überhaupt die Mehrzahl sein? Messiasse? Messäen?

Nathan: Es gibt ja nur einen. Ronni, geht es dir gut?

Ronni: Gerade du hast es notwendig. Nämlich auf die Idee, dass er auch weiblich sein könnte, kam ich nicht. Eine gewisse aus Polen stammende Eva Frank behauptete im 18. Jahrhun-

dert der Messias zu sein und diese Würde von ihrem meschuggen Vater geerbt zu haben, seines Zeichens gleichfalls ein selbsternannter solcher. Was sagt man dazu?

Nathan: Nicht schlecht! Mein Vater hat mir seinen zynischen Humor und eine Adipositasveranlagung vererbt.

Ronni: Beides vermeintlich jüdische Merkmale, frage ich dich?

Nathan: Dann bist du aber ein Goi! Das nächste Missverständnis.

Ronni: Missverständnis Nr. 39: „Auge für Auge, Zahn für Zahn“. Der rachsüchtige Jude. Da könnte ich mir glatt den plattgemachten Hitler als Kaminvorleger vom israelischen Künstler Boaz Arad ins Wohnzimmer legen.

Nathan: Bist du nicht eher der Versöhnungstyp? Du wirkst immer so harmlos. Missverständnis Nr. 69: „Reiche Jüdinnen und Juden haben weder Geschmack noch Manieren“. Besonders geschmackvoll fände ich so einen Hitlerteppich nicht. Dafür umso mehr dein Erkennungsmerkmal, den Rautepulllover. Ist das jetzt „goit juif“?

Ronni: Und über meine Hose sagst du nichts? „Do these pants make me look Jewish?“, fragt der amerikanische Künstler Cary Leibowitz provokant. Ist sie so altmodisch, dass sie an polnische Juden aus dem Shtetl erinnert oder so fancy, dass sie mich mit einem neureichen jüdischen Bürgertum assoziiert? So ein Schwachsinn aber auch! Aber, etwas ganz anderes: Kennst du eine gefährliche, weil schöne jüdische Frau?

Nathan: Du beziehst dich auf das 72. Missverständnis, wie ich sehe. Ja, einige sogar. So gefährlich, dass ich mich nicht traue, die Namen auszusprechen, geschweige denn, sie im NU auf ewige Zeiten festzuhalten. Mein Bankberater weiß aber, wohin die Schutzgeldzahlungen fließen. Ich meine selbstverständlich meinen

Bankberater bei der Rothschildbank. Im Übrigen, welche Brunnen hast du heute vergiftet?

Ronni: Brunnen sind altmodisch. Aber Pessach naht! Ich bereite schon mein Matzes vor, aus Kinderblut, versteht sich.

Nathan: Ist das so? Ich dachte, das wäre ein Missverständnis. Ich meinte dies in der Ausstellung als ein solches erkannt zu haben. Kommen wir lieber zu den schönen Frauen zurück, sprich, dem Missverständnis Nummer 16, alle israelischen Soldatinnen seien Sexikonen.

Ronni: Gefährlich sind sie aber tatsächlich.

Nathan: Wie meinst du das? Hast du einschlägige Erfahrungen?

Ronni: Es gilt die Unschuldsvermutung.

Nathan: Na gut, ich lasse das so stehen. À propos „Zahn für Zahn“, ich muss jetzt zum Zahnarzt. Zahlst du? Mein Portemonnaie, wo ist es? Du, ich muss jetzt echt los. Das nächste Mal geht auf mich!

Ronni: Nathan! Bin ich Rothschild? Ich lasse einfach anschreiben, das kann ich mir als Jude doch erlauben.

Nathan: Nu, Steuern zahlst du ja eh keine.



Durchs Reden kommen d'Leut zam, sogar Ronni Sinai und Nathan Spasić.



Israel geht mich etwas an

VON OBERRABBINER PAUL CHAIM EISENBERG

Das letzte Buch, das ich gelesen habe, heißt *Israel. Was geht mich das an?* Der Staat Israel ist vor 75 Jahren, im Mai 1958, von Ministerpräsident Ben Gurion ausgerufen worden. Ich selbst wurde zwei Jahre nach der Gründung des Staates geboren und habe daher keine Erinnerung an jene Zeit. Doch für mich gilt: „Israel geht mich etwas an!“, auch wenn ich österreichischer Staatsbürger bin. Denn Israel lässt keinen Juden unberührt.

Zu Zeiten von Theodor Herzl, der den Begriff Zionismus geprägt und die zionistische Weltbewegung begründet hat, war Zionismus das Bestreben, einen jüdischen Staat zu gründen. Ein wahrer Zionist war bei uns jemand, der sein Land verlassen hat und nach Israel gezogen ist. Später wurde klar, dass nicht alle Juden die Diaspora verlassen würden. Und so änderte sich die Bedeutung des Zionisten, von jemandem, der in Israel lebt, zu jemandem, der den Staat Israel schätzt und unterstützt, wo immer er lebt.

Mein seliger Vater, Prof. Dr. Akiba Eisenberg, war ein solch glühender Zionist. Er meinte oft mit einem Lächeln: „Heute ist ein Zionist jemand, der bei einem Zweiten Geld sammelt, damit ein Dritter nach Israel ziehen

kann.“ Es würde zu weit führen, seine Aktivitäten für Israel im Detail auszuführen. Aber es gab kein Jahr, in dem er nicht zumindest einmal nach Israel reiste. Sei es, um seine Cousinen zu sehen, aber auch, um verschiedene Rabbiner zu treffen und Konferenzen zu besuchen. Er hat aber auch in Wien dafür gesorgt, dass Israel ein wichtiger Schwerpunkt in unserer Gemeinde war.

Der Jom haAztma'ut, also der israelische Unabhängigkeitstag, war und ist im Stadttempel immer ein Anlass zur Freude und zum Feiern. Vor dem Tempel ließ man die israelische Fahne hissen, allerdings auch die österreichische. Beides passiert heute noch. Oft verwechseln Menschen das Wort „israelisch“, nämlich zum Staate Israel gehörig, mit „israelitisch“. Sie sagen dann „Israelische“ statt „Israelitischer“ Kultusgemeinde. Und Antisemiten fragen dann, warum geht ihr eigentlich nicht nach Israel zurück?

Meine selige Mutter hatte Flugangst und unternahm daher nur wenige weite Reisen. Als aber der erste Flug der ElAl nach Israel ging, und mein Vater ihr erzählte, dass er auf diesen Flug eingeladen wurde, fragte sie: „Und was ist mit mir?“ Er antwortete: „Du fliegst doch nicht gern?“ Und sie sagte: „Nach Israel schon!“ Mein er-

ster Besuch in Israel mit meiner Mutter war im Jahr 1966, noch vor dem Sechstagekrieg – und auch noch vor diesem ersten Direktflug. Wir unternahmen eine Schiffsrundreise. Bis dahin hatte ich schon viele Jahre neben dem Religionsunterricht auch Hebräischstunden, wobei ich Hebräisch zwar ins Deutsche übersetzen, aber nicht sprechen konnte. Die vier Wochen, die ich damals in Israel verbrachte, halfen mir, sie haben Wunder getan. Ich war jeden Abend mit israelischen Jugendlichen zusammen – und kam mit perfektem Hebräisch zurück nach Wien.

Meine beiden Söhne und alle vier Töchter haben ebenfalls einige Studienjahre in israelischen Jeschiwot genossen. Deshalb haben auch fast alle meiner Kinder in Israel geheiratet, drei Töchter leben mit ihren Familien dort, was auch mich immer wieder dorthin zieht. Ich habe ja in Israel mein Rabbinat-Studium absolviert. Aber auch ich besuche Israel nicht nur, weil ich dort Familie habe, sondern auch aus offiziellen Gründen. Ein besonderer Besuch in Israel war, als der damalige Bundespräsident Thomas Klestil im Jahr 1994 die erste Reise eines österreichischen Staatsoberhauptes nach Israel unternahm. Er lud damals einige Mitglieder der Israelitischen Kultusgemeinde ein, den damaligen Präsidenten Paul

Grosz, Simon Wiesenthal und andere. Als ich in Wien in einer Vorbesprechung erwähnte, dass ich nicht nur als Begleitung mitfahren wolle, sondern auch zum Erfolg dieser Reise einen Beitrag leisten wollte, wurde beschlossen, dass ich bei seinem Besuch in Yad Vashem das Gebet für die Toten – den Kaddisch – sprechen sollte. Thomas Klestil war zu Tränen bewegt.

Am nächsten Tag traf ich den Jerusalemer Kantor, der sonst bei Staatsbesuchen dieses Gebet in Yad Vashem leitete. Und dieser beklagte sich bei mir, dass ich ihm seine „Parnosse“ (seinen Verdienst) streitig gemacht habe. Ein weiterer Höhepunkt dieser Reise war der Besuch in Kirjat Mattersdorf, einem Stadtteil von Jerusalem, der diesen Namen erhielt, weil damals die Republik Österreich seine Errichtung finanzierte.

Der Name Mattersdorf-Mattersburg war vor der Schoa ein von vielen Juden bewohntes Dorf im Burgenland. Bundespräsident Klestil seligen Angekens hatte auf seiner Reise – vielleicht gewarnt von einem unangenehmen Vorfall seines Vorgängers – immer einen Hut bei sich. Kurt Waldheim war nämlich, noch in seiner Funktion als UNO-Generalsekretär, auch in Israel gewesen. Als er im Zuge dieser Reise auch Yad Vashem besuchte,

wurde ihm eine Kippa angeboten, aber er setzte sie nicht auf, was ihm als Affront ausgelegt wurde.

Klestil glaubte, dass Mattersdorf ein Kibbuz sei und hatte ausnahmsweise keine Kopfbedeckung mitgenommen. Er war daher peinlich berührt, als er das dortige Altersheim betrat und bemerkte, dass dies eine sehr orthodoxe Institution war. Ich war mit und trug, wie meistens, einen schwarzen Hut und darunter eine Kippa. Ich borgte ihm meinen Hut, und als er sich nach-

her dafür bedankte, sagte ich ihm: „Es war mir eine Ehre, unseren Bundespräsidenten gut behütet zu haben.“

Auch wenn es Kriege gab oder Attentate das Land erschüttert haben: Meine Liebe und meine Sorge zum Staate Israel kennt keine Grenzen.

Ich habe einen Fehler gemacht. Wenn ich meinen Gefühlen freien Lauf ließe, müsste ich eigentlich ein ganzes Buch über Israel schreiben und nicht nur diesen Artikel. Aber wer weiß, das könnte noch kommen.

Die **nu**-Redaktion
wünscht allen Leserinnen und Lesern
sowie Förderern und Freunden
ein frohes Pessach-Fest!

חג שמח



Autorinnen und Autoren



Theresa Absolon

ist Historikerin und Kuratorin bei *Kultur. Medien. Judentum*. Davor war sie Assistentin im Jüdischen Museum Wien und arbeitete 2018 in der Stabstelle Gedenk- und Erinnerungsjahr unter der Leitung von Bundespräsident a.D. Heinz Fischer im Bundeskanzleramt.



Gregor Auenhammer

arbeitet seit 1988 beim *Standard*. Autor mit Schwerpunkt Zeitgeschichte, Kunst und Fotografie. Zuletzt hat er gemeinsam mit Gerhard Trumler den reich bebilderten Band *Die Brunnen Wiens. Eine feuilletonistisch-fotografische Expedition*. im Verlag Bibliothek der Provinz veröffentlicht.



Harry Bergmann

war bis 2019 mehr als 40 Jahre in Österreichs größter Werbe-Agentur DMB tätig, der er 2019 den Rücken kehrte. Unter dem Titel „Loge 17“ schreibt er Kolumnen für die Wochenzeitung „Der Falter“.



Paul Chaim Eisenberg

ist Oberrabbiner, der alle Regeln beherrscht und Ausnahmen findet, wenn er jemandem helfen will! Singt gern und macht gern Menschen eine Freude.



Martin Engelberg

ist Psychoanalytiker, Consultant und Coach, geschäftsführender Gesellschafter der Vienna Consulting Group, Abgeordneter zum Nationalrat (ÖVP), Präsident der Sigmund-Freud-Gesellschaft, Mitbegründer, bis 2017 Herausgeber sowie ständiger Autor von *NU*.



Eric Frey

ist leitender Redakteur bei der Tageszeitung *Der Standard* sowie Buchautor und Präsident der liberalen jüdischen Gemeinde von Or Chadash Wien.



Otmar Lahodinsky

ist Präsident der Association of European Journalists (AEJ) und war Europaredakteur beim Nachrichtenmagazin *profil*.



Theodor Much

leitete 27 Jahre lang die Hautambulanz im Hanusch-Krankenhaus. Er ist ehemaliger Präsident der liberalen jüdischen Gemeinde von Or Chadash und Autor zahlreicher Bücher, u.a. von *Wer killte Rabbi Jesus?* und *Der große Bluff: Irrwege und Lügen der Alternativmedizin*.



Mark N. Napadenski

arbeitet an seinem Master in Kunst- und Zeitgeschichte. Sein besonderes Interesse gilt postkonzeptueller Kunst und der Gedenkkultur in Österreich.



Michael Pekler

ist Journalist und *NU*-Chef vom Dienst. Er schreibt u.a. für den Berliner *Freitag*, den Wiener *Falter* und das Zürcher *Filmbulletin*.



Ronald Pohl

ist Feuilletonredakteur und Theaterkritiker der Tageszeitung *Der Standard* sowie Buchautor (*Kind aus Blau*).



Michael J. Reinprecht

ist freier Autor. Der ehemalige Diplomat war Leiter der EP-Nahostabteilung in Brüssel, Fellow an der University Southern California in L.A., davor langjähriger Chef des EP-Infobüros in Wien. Sein Romandebüt *Ludwig* ist im Verlag Löcker erschienen.



Martin Reiterer

ist Deutschlehrer und freier Journalist. Geboren in Meran, lebt und arbeitet in Wien.



Esther Schapira

ist eine mehrfach ausgezeichnete deutsche Journalistin und Dokumentarfilmmacherin



Andrea Schurian

ist *NU*-Chefredakteurin und Kolumnistin der Tageszeitung *Die Presse*. Die ehemalige ORF-Journalistin und Moderatorin leitete mehr als neun Jahre lang das Kulturreportage in der Tageszeitung *Der Standard*.



Monika Schwarz-Friesel

ist Antisemitismusforscherin an der TU Berlin. Buchpublikationen u.a. *Gebildeter Antisemitismus, Judenhass im Internet, Die Sprache der Judenfeindschaft im 21. Jahrhundert* (mit Jehuda Reinharz). Zuletzt: *Toxische Sprache und geistige Gewalt. Wie judenfeindliche Denk- und Gefühlsmuster seit Jahrhunderten unsere Kommunikation prägen*. Sie ist Mitglied der Simon-Wiesenthal-Preis-Jury.



Ronni Sinai

ist als freier Mitarbeiter für das *NU*-Magazin tätig und teilt sich mit Nathan Spasić das vorletzte Wort.



Nathan Spasić

ist freischaffender Journalist und Fotograf aus Wien. Seinen Fokus legt er auf Themen wie Prekariat, Marginalisierung und Rechtsextremismus. Er studiert zudem an der Universität für angewandte Kunst.



Danielle Spera

ist *NU*-Herausgeberin und Geschäftsführerin von *KMJ – Kultur. Medien. Judentum*. Sie leitete bis Juli 2022 das Jüdische Museum Wien und war davor langjährige ORF-Journalistin und Moderatorin.



René Wachtel

lebt als selbstständiger Unternehmer in Wien.

Impressum

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Gölsdorfgasse 3, 1010 Wien

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Danielle Spera (Herausgeberin)
Andrea Schurian (Chefredakteurin)
Michael Pekler (Chef vom Dienst)
Sophie Furtner (Lektorat)
Nathan Spasić (Online)

SATZ & LAYOUT

Richard Klippfeld
DRUCK
Riedeldruck GmbH
Bockfließstraße 60,
2214 Auerthal

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ

Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfgasse 3

Obfrau: Danielle Spera

Grundsätzliche Richtung: **NU** ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. **NU** will den demokratischen Diskurs fördern.

MIT DER BIG DURCH DIE WIENER INNENSTADT



© Bruno Klomfar



© Hertha Hurnaus



© Helmut Wimmer



Begleiten Sie uns auf eine baugeschichtliche Reise quer durch den 1. Wiener Gemeindebezirk. Wir beginnen bei einer Ikone des Jugendstils, die nach hundert Jahren als Bankgebäude gerade zu einem neuen Haus für Kunst und Wissenschaft wird. Mit dieser neuen Form der Nutzung bleibt die Postsparkasse ① von Otto Wagner einer breiten Öffentlichkeit zugänglich. Durch die Bäckerstraße gehen wir weiter hinein in den 1. Bezirk. Auf Nummer 13 befindet sich seit kurzem das Entrée zur Österreichischen Akademie der Wissenschaften ②.

Gehen Sie durch die Glastür und entdecken Sie mit dem spektakulären, revitalisierten Arkadenhof eine neue Grün-oase in der Innenstadt. Wir spazieren weiter über die Wollzeile, wo uns das schöne Durchhaus auf Nummer 3 ③ interessiert, das aus 1848 stammt und das wir als öffentlich zugängliche Passage revitalisiert haben.

Über den Stephansplatz gelangen wir zur Adresse Am Hof 3-4 ④. Früher war hier eine Polizeiinspektion, heute befindet sich an der repräsentativen Adresse ein großes Lifestyle-Warenhaus. Unser Weg zum Hauptgebäude der Universität Wien ⑤ führt uns zurück an den Ring. Schon in der Aula erkennt man, wie wir den bekannten Ferstel-Bau in den letzten Jahren modernisiert haben.

Mitten im imposanten Arkadenhof befindet sich mit „Der Muse reicht's“ von Iris Andraschek eine Intervention unserer Kunstinitiative BIG ART. Die Muse erhebt sich in einer Power Pose von dem ihr zugedachten, braven Platz.

Wenige hundert Meter schlendern wir den Ring entlang und erreichen, etwas versetzt,

den Wiener Justizpalast ⑥. Hier können wir im Justiz-Café im Dachgeschoß einen Kaffee trinken und unsere bisherigen Stationen aus der Vogelperspektive Revue passieren lassen.

Vorbei am Palais Epstein ⑦ von Theophil von Hansen erreichen wir gleich ein zweites Baujuwel des berühmten Vertreters des Wiener Stils. Vor 150 Jahren hat Hansen die Akademie der bildenden Künste ⑧ am Schillerplatz entworfen. Nach einer aufwändigen Restaurierung mit viel Gespür und Können wird hier jetzt wieder studiert und die großartige Gemädegalerie ist für Besucherinnen und Besucher geöffnet. Fun Fact: Auch Otto Wagner hat, kurz nach Hansen, eine Kunstakademie entworfen, die allerdings nie realisiert wurde.

Was haben diese sehenswerten Bauwerke gemeinsam? Sie gehören, wie weitere 40 Objekte in der Wiener Innenstadt, zum Portfolio der Bundesimmobiliengesellschaft oder ihrer Büro- und Wohnbautochter ARE Austrian Real Estate. Diese denkmalgeschützten Gebäude, für die wir Verantwortung tragen, bedürfen unserer besonderen Umsicht bei der Instandhaltung und Sanierung.

Die Erhaltung und Nutzung historischer Gebäude bedeutet gleichzeitig auch Ressourcenschonung und macht aus Denkmalschutz einen Faktor für den Klimaschutz.

Über die BIG

Die Bundesimmobiliengesellschaft ist Experte für Bildungsbauten und stellt österreichweit Schul- und Universitätsgebäude sowie Spezialimmobilien bereit. Mit ihrer Kunstinitiative BIG ART fördert die BIG auch Kunst im öffentlichen Raum.

BIG

- 1 | Otto Wagner Postsparkasse**
Georg-Coch-Platz 2
1010 Wien
 - 2 | Campus Akademie**
Bäckerstraße 13
1010 Wien
 - 3 | Bürohaus Wollzeile**
Wollzeile 1-3
1010 Wien
 - 4 | Büro- und Geschäftshaus**
Am Hof 3-4
1010 Wien
 - 5 | Hauptgebäude Universität Wien**
Universitätsring 1
1010 Wien
 - 6 | Justizpalast Wien**
Schmerlingplatz 10-11
1010 Wien
 - 7 | Palais Epstein**
Dr.-Karl-Renner-Ring 1
1010 Wien
 - 8 | Akademie der bildenden Künste Wien**
Schillerplatz 3
1010 Wien
- www.big.at**
instagram.com/bundesimmobiliengesellschaft

ORF WIE WIR.

religion ORF.at

AKTUELLES AUS DER WELT DER RELIGIONEN

ALLE SENDUNGEN UNTER
TVtheke.ORF.at

P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien, Zulassungsnr.: 02Z033113M